

4.3. CHRISTOPH STRIEDER: RAUSCH UND RAUSCHMITTELKONSUM UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG GESELLSCHAFTLICHER UND PÄDAGOGISCHER FRAGESTELLUNGEN – EINE LITERATURSTUDIE

Einleitung

Die vorliegende Arbeit widmet sich, neben allgemeinen Überlegungen zum Thema Rausch, vor allem auch den substanzbezogenen Rauschzuständen, weil der Konsum psychoaktiver Substanzen - vor allem unter Jugendlichen – ein häufig anzutreffendes Phänomen ist und deshalb der Umgang damit für Pädagogen, Psychologen, Sozialarbeiter, Eltern, Politiker etc. gegenwärtig eine besondere Herausforderung darstellt. Die Erfahrungen der Suchtprävention haben zudem gezeigt, dass man auch mit den besten Konzepten Jugendliche vom Konsum psychoaktiver Substanzen nie ganz abhalten wird können.

Erst in letzter Zeit beginnt man langsam, das menschliche Bedürfnis nach Rausch, nach Grenzerfahrungen, nach Transzendierung des Alltags ernst zu nehmen. Dazu braucht es eine kritische Reflexion unserer rational konzipierten Leistungs- und Konsumgesellschaft, auf deren Basis partizipatorische Konzepte für die Integration rauschhafter Erlebnisformen in unsere Gesellschaft entwickelt werden könnten. Vorschläge dafür finden sich in dieser Arbeit beispielsweise im Exkurs „Das Fest“, wo auf Basis von Festtheorien die Bedeutung nicht-alltäglicher Bewusstseinszustände erarbeitet werden. Deutlich wird hier, dass das gezielte Herbeiführen rauschhafter Zustände auch ohne der Einnahme psychoaktiver Substanzen möglich ist. Hier ist mit Sicherheit ein noch auszuerschöpfendes Potential vorhanden. Darüber hinaus braucht es aber wahrscheinlich auch der Etablierung von Ritualen und risikobewussten Umgangsformen mit psychoaktiven Substanzen. Darum wird es vor allem im 2. und 3. Kapitel des zweiten Teils (zum Thema Risikokompetenz und Drogenmündigkeit) gehen.

Diese Studie, die im Auftrag von risflecting© durchgeführt wurde, befasst sich unter anderem auch deshalb mit neuer, zum Teil kontrovers diskutierter Literatur zum Thema Rausch und Drogenkonsum. Sie versteht sich als Anregung und Diskussionsgrundlage, die einer notwendigen Enttabuisierung und einer Generation neuer Konzepte Vorschub leisten soll.

4.3.1. Rausch im gesellschaftlichen Kontext

Definition von Rausch und rauscherzeugenden Substanzen

Auffallend ist, dass in unserem Kulturkreis das Wort Rausch fast ausschließlich im Zusammenhang mit Alkohol oder Drogenkonsum genannt wird. Prominente Ausnahmen sind beispielsweise der Liebesrausch, der Geschwindigkeitsrausch und der Kaufrausch. Phänomenologisch fällt der Rausch in die Kategorie der außergewöhnlichen (oder nicht-alltäglichen) Bewusstseinszustände, zu denen auch die Trance und die Ekstase gehören. Gemeinsam ist diesen Zuständen eine Veränderung von Bewusstsein, Erleben und Gefühlen (siehe Kapitel: Psychologische Aspekte des Rausches). Während die Trance eine vollkommene Entrückung, einhergehend mit einem Verlust der willentlichen Einflussnahme, bezeichnet, meint der Begriff Ekstase das heraustreten des Ichs aus seinen Grenzen, meist verbunden mit euphorischen Gefühlen. Außergewöhnliche Bewusstseinszustände können durch die Anwendung bestimmter Techniken (Tanz, rhythmische Musik, konzentrierte Techniken wie Meditation, körperliche Anstrengung, Hyperventilation, Autosuggestion, Reizdeprivation oder -überflutung u.a.) oder durch die Einnahme psychoaktiver Substanzen willentlich herbeigeführt werden oder aber auch spontan auftreten (Alltagstrance und -ekstase).

Geschichtlich betrachtet stammt das Wort Rausch vom mittelhochdeutschen Verb *ruschen* ab. Dies bedeutet, eine stürmische und rauschende Bewegung vollziehen. Es nimmt damit Bezug auf eine weitgehend wertneutrale Beschreibung eines äußerlichen Verhaltensmerkmals.

Erst mit Reformation, Aufklärung und Industrialisierung verändert sich die Bedeutung des Wortes zunehmend in Richtung „Umnebelung der Sinne“, „Trunkenheit“, „Erregungszustand“ (vgl. Legnaro in Völger 1982). Die kulturspezifische negative Bewertung des Rausches wird noch einmal deutlich, wenn man in seinem Zusammenhang von „Wahrnehmungs-, Bewusstseins- und Orientierungsstörungen“, „Verlust persönlicher und sozialer Verantwortlichkeit“ (vgl. Arnold et. al., Lexikon der Psychologie, 1991) als charakteristische Merkmale spricht.

Mittlerweile bemüht man sich wieder um wertneutralere Formulierungen, die den Rausch als einen „Zustand mit Veränderung von Erleben und Gefühlen (...) nach Genuss von Alkohol und Drogen“ (Meyers Taschenlexikon, 1998) bezeichnen.

Rauscherzeugende Substanzen (oder Drogen) werden in der neueren Drogenliteratur ganz allgemein als psychoaktive Substanzen definiert, deren Besonderheit darin besteht, dass sie auf das Zentralnervensystem wirken und somit das psychische Erleben verändern. Vogt und Scheerer (zit. in Kappeler et.al., 1999) kommen zu folgender Definition:

„Drogen in diesem Sinne sind alle Stoffe, Mittel, Substanzen, die auf Grund ihrer chemischen Natur Strukturen oder Funktionen im lebenden Organismus verändern, wobei sich diese Veränderungen insbesondere in den Sinneempfindungen, in der Stimmungslage, im Bewusstsein oder in anderen psychischen Bereichen oder im Verhalten bemerkbar machen“.

Eine Unterscheidung in legale und illegale psychoaktive Substanzen macht vor diesem Hintergrund keinen Sinn. Demnach muss man eher von einem Risikokontinuum ausgehen, das von Tee, Kaffee (als relativ harmlose Substanzen) und Cannabis über Speed, Ecstasy, und LSD bis hin zu Kokain, Alkohol und Heroin reicht. Unterschiedliche Risiken bestehen im Bereich einer möglichen psychischen oder körperlichen Abhängigkeit, einer mehr oder weniger großen Gefahr, sozial oder psychisch auffällig zu werden, sowie einer etwaigen körperlichen Schädlichkeit bei einmaligem oder regelmäßigem Konsum.

Eine kurze Geschichte des Rausches

Ganz allgemein lässt sich sagen, dass der Konsum psychoaktiver Substanzen und das Bedürfnis nach Rausch und Ekstase älter als die Menschheit selbst ist, zumal auch Tiere sich durch gezielten Konsum berauschen. Auch der Mensch auf der Suche nach Nahrung hat relativ bald die psychoaktive Wirkung mancher Pflanzen entdeckt. Die Ritualisierung ihres Gebrauchs geht vermutlich auf die Entstehung kulturschaffender Gemeinschaften zurück. Man kann davon ausgehen, dass der religiös-rituelle und medizinische Gebrauch von Rauschmitteln bereits in der Jäger- und Sammlerzeit anzutreffen war, während die dritte, typische Gebrauchsweise, die hedonistische Verwendung, während der Ackerbauzeit in den Vordergrund rückte.

Von den frühen Hochkulturen weiß man, dass verschiedene Rauschmittel (Alkohol, Opium, Cannabis, psychoaktive Pilze u.a.) unterschiedlich verwendet wurden. Dokumentiert sind z.B. die Berausungen durch Alkohol bei den altägyptischen Festen (ca. 3000 v. Chr.) oder bei den dionysischen Festen im antiken Griechenland. Wein oder Bier als Alltagsgetränk und zur Löschung des Durstes findet bis ins Mittelalter selbstverständliche Erwähnung (vgl. Cranach, Legnaro und Preisner, in Völger 1982).

Im alten China wurde vor allem Hirse- und Reiswein sowohl rituell als auch veralltäglicht eingesetzt. Hinweise über den Gebrauch von Cannabis findet man bei den Skythen (500-1000 v. Chr.), in Ostasien und in Indien. Cannabis wurde hauptsächlich im Zusammenhang mit der buddhistischen Religion als „Hilfsmittel zur Erreichung eines kontemplativen Zustandes“ (Emboden, in Völger 1982) verwendet.

In den frühen amerikanischen Kulturen wurden halluzinogene Pflanzen religiös-rituell bei Divinationen und Heilungen eingesetzt, wo der Kontakt mit Göttern und Ahnen während des Rituals eine wesentliche Rolle spielt. Bis heute werden dort psychoaktive Pflanzen wie Peyote, Psilocybinpilze und Ayahuaska (u. a.) rituell verwendet.

Nach Hans Peter Duerr (1978) dürften die Hexenkulte im Mittelalter eine Fortführung der antiken Rauschkulturen und schamanischen Ekstasetechniken gewesen sein, während derer Mixturen von alkaloidhaltigen Nachtschattengewächsen (wie z.B. Tollkirsche, Alraun u.a.) in Form von Salben auf die Haut aufgetragen wurden.

Belegt sind auch Tendenzen, Strömungen und Kulturen, welche - den Drogen- und Rauschkulturen entgegengesetzt - die Askese und die Nüchternheit in den Mittelpunkt rückten (nach Ruth Benedikt auch apollinische Kulturen genannt). Anzuführen sind hier der als „Logos“ bezeichnete vernunftbetonte Diskurs im alten Griechenland, der Mäßigung und Begrenzung der Begierde forderte oder auch die römische Kultur mit ihrer zweckbezogenen Rationalität, ihrer Geldwirtschaft und ihren großen technologischen Fortschritten (vgl. Legnaro, in Völger 1982), sowie auch die jüdische Tradition mit ihrer strikten Ablehnung von Alkohol und Drogen.

Nicht verwunderlich ist es denn auch, dass mit dem Beginn der Neuzeit vergleichbare asketische Strömungen in Europa auftauchten. Neben der Hexenverfolgung ist vor allem die Reformation als jene Bewegung zu nennen, welche Nüchternheit zu einem wichtigen Gebot erhob. Während im Mittelalter das Trinken in den Gaststätten

noch relativ ungehemmt und unbelastet erfolgte, kam es mit Beginn des 16. Jahrhunderts zu einer zunehmend negativen Bewertung des Rauschzustandes. Der Grund dafür liegt in der von Norbert Elias beschriebenen zunehmenden Ausdifferenzierung und einen damit verbundenen Anstieg von Komplexität innerhalb der Gesellschaft, die zu einer Intensivierung der zwischenmenschlichen Abhängigkeiten und einer ansteigenden „Rationalisierung der Lebensführung“ (Max Weber) führte:

„Das Verhalten von immer mehr Menschen muss aufeinander abgestimmt, das Gewebe der Aktionen immer genauer und straffer durchorganisiert sein (...) Der Einzelne wird gezwungen, sein Verhalten immer differenzierter, immer gleichmäßiger und stabiler zu regulieren“ (N. Elias, Band II, S.316f).

Diese Entwicklung, die in der Industrialisierung und im organisierten Kapitalismus ihren zumindest vorläufigen Höhepunkt erfährt, erfordert, dass die Gesellschaftsmitglieder ein hohes Maß an Verhaltenskontrolle herausbilden und vielfältige Regeln internalisieren müssen, um überhaupt gesellschaftsfähig zu werden. Erreicht wird dies über einen meist mühevollen und fragilen Sozialisationsprozess, an dem Familie, staatliche Institutionen und Medien gleichermaßen beteiligt sind. Vor diesem Hintergrund erlangt nun der Rausch eine besondere Bewertung und Bedeutung. Wer sich nicht beherrschen kann, wer die Kontrolle verliert, der muss mit sozialer Ächtung, Prestigeverlust und negativen Sanktionen rechnen. Der Rausch erfährt dadurch einerseits eine eindeutige Ablehnung, andererseits bekommt er eine neue Bedeutung hinsichtlich des Wunsches nach gelegentlicher psychischer Entlastung, nach Affektlösung, Ich-Transzendierung, nach Abenteuer und nach vom Alltagsdruck befreiten Ausnahmesituationen. Der Rausch wird zur legitimen Enklave, in der das Ausleben von Gefühlen, das Erleben von Abenteuer und ungehemmt spontanes Verhalten möglich wird. Er wird zur „Ventilstätte des Affektverhaltens“ (Legnaro, in Völger 1982). Beschränkt bleiben muss er allerdings auf bestimmte Anlässe und Lokalitäten. Wer darüber hinaus durch seine Berausung auffällt wird für „krank“, „willensschwach“ oder einfach nur „unmöglich“ erklärt. Die Fähigkeit, zwischen Situationen, wo die Berausung und das Ausleben von Gefühlen möglich ist, und Situationen, wo dergleichen unterlassen werden sollte, zu unterscheiden, gehört also zur Grundausstattung eines in unserer westlichen Gesellschaft sozialisierten Menschen.

Eine interessante Entwicklung, welche die Ambivalenz dem Rausch gegenüber verdeutlicht, ist die mit Beginn des 20. Jahrhunderts einsetzende und in der Single Convention on Narcotic Drugs vom 30.3.1961 gipfelnde Unterscheidung von legalen und illegalen Drogen. So kam beispielsweise die Illegalisierung von Cannabis damals nicht nur der Wirtschaft entgegen, die gerade in Baumwolltextilien, Holzfaserpapier und chemische Arzneimittel investierte und von den vielfältigen Nutzungsmöglichkeiten der Cannabispflanze nichts wissen wollte, sondern auch der ambivalenzgeplagten Bevölkerung, die zur Aufrechterhaltung ihrer leistungsorientierten Ideologie einen guten (harmlosen) und einen bösen (gefährlichen) Rausch – also einen Sündenbock – benötigte. Alkohol gilt seither als Genussmittel, während Cannabis und andere als „Drogen“ und „Suchtmittel“ bezeichnet werden, wodurch eine gewisse naturgegebene Gefährlichkeit suggeriert wird, die aber de facto wissenschaftlich nicht zu halten ist. Nicht zuletzt war die Illegalisierung mancher psychoaktiver Substanzen auch eine Reaktion auf die Ausbreitung des Cannabis- und LSD-Konsums (u. a.) durch die Hippiebewegung, die für den Rest der Gesellschaft eine Bedrohung ihrer zentralen Werte (Leistung, Fortschritt, Wohlstand) darstellte (vergl. Meudt, 1980, Legnaro, 1980 u.a.).

Gegenwärtig zeichnet sich eine neuartige Akzeptanz des Rausches ab, die in einer liberaleren Haltung illegalisierten Drogen gegenüber und in der „akzeptierenden Drogenarbeit“ ihren Ausdruck findet. Dieser neuen Bewertung liegen aber nicht unbedingt besonders humane sozial- und gesundheitspolitische Überlegungen zu Grunde. Vielmehr ist sie Ergebnis einer neuen neoliberalen Strukturpolitik, die auf Basis von Kosten-Nutzen-Überlegungen und Risikokalkülen eher auf „harm reduction“, räumliche Separierung des Drogenkonsums und neue Formen der unsichtbaren Kontrolle setzt. (vgl. Legnaro, 2000)

Der Rausch und der Konsum von Drogen ist in der späten Moderne nicht mehr moralisch verwerflich oder ein möglicherweise krankhaftes, unbedingt zu behandelndes Verhalten, sondern er ist als eine Option unter vielen akzeptiert, mit deren Wahl natürlich auch ein bestimmtes Risiko verbunden ist. Der Konsum psychoaktiver Substanzen findet vor allem dort Anerkennung, wo er als Element der Selbstinszenierung und der Distinktion stilisiert wird. So schreibt Legnaro (2000) in Bezug auf Designerdrogen:

„Mit dem Konsum von ‚life-style-Drogen‘ reklamiert man Zugehörigkeit und stellt sich als eine Verkörperung des Typus cooler Modernität dar. (...) Für solche Ver-Körperung des Selbst bildet der Rausch ein Medium der Inszenierung und Darstellung; er konstituiert ein Erlebnis-Bewußtsein, mit dessen Verfügbarkeit im persönlichen Re-

pertoire man Teilnahme an den Spielen der Distinktion (...) signalisiert und sich seiner eigenen reflexiven coolness im Umgang mit dem zur Schau gestellten Überschreiten der Selbstkontrolle vergewissert.“

In einer Welt der eigenverantwortlichen, sich selbst unternehmenden und inszenierenden Subjekte besteht das Risiko weniger darin, süchtig zu werden (auch die Sucht ist ja eine wählbare Option) oder moralisch ausgegrenzt zu werden. Gefährlich wird es dort, wo den gesellschaftlichen Anforderungen im Sinne der Markttauglichkeit des eigenen Selbst nicht mehr genüge getan werden kann. Dort, wo die ‚Unmöglichkeit‘ des eigenen Verhaltens im Sinne eines Versagens der Selbstästhetisierung sichtbar wird, treten entmoralisierte Sanktionsmechanismen wie die des ökonomischen Bankrotts und der Ausgrenzung und Separierung als logische Konsequenz auf. Das süchtige Verlangen nach der Droge ist vor diesem Hintergrund „...eine Verweigerung des Selbst zum eigenverantwortlichen Unternehmertum“, wobei die Sucht als solche nicht sanktioniert wird, sondern „...die mangelnde Fähigkeit, sie zu ästhetisieren und entsprechend darzustellen. Dies ist der Sündenfall der späten Moderne“ (Legnaro, 2000).

4.3.2. Psychologische und soziologische Theorien zum Thema Rausch

Psychologische Aspekte des Rausches

Der Rausch kann aus psychologischer Perspektive verschiedentlich betrachtet werden. Zum einen bietet sich eine phänomenologische Beschreibung an, wie sie auch häufig in der einschlägigen Literatur zu finden ist. Zum anderen findet man – und das vor allem in der psychoanalytischen Theorie - psychodynamische Erklärungsmodelle. Zum Dritten sind Theorien und Untersuchungen zu nennen, die sich vor allem mit der Motivation zum Drogengebrauch auseinandersetzen.

Zur Phänomenologie des Rausches

Dittrich, (1985) unterscheidet drei Dimensionen bei der Einteilung von Rauschzuständen:

- ✗ die ozeanische Selbstentgrenzung (OSE): die beglückende Aspekte, Euphorie und das Einssein mit sich und der Welt beschreibt,
- ✗ die angstvolle Ichauflösung (AIA): die von Angstzuständen bis hin zu Wahnvorstellungen (Paranoia, Horrortrip) reichen kann und, als drittes,
- ✗ die visionäre Umstrukturierung (VUS): die verschiedene Veränderungen im Bereich der Wahrnehmung, des Erlebens und des Denkens beinhaltet.

Die angstvolle Ichauflösung tritt vor allem dann ein, wenn sich der Betroffene gegen die Rauscherfahrung sperrt, er rigide an seiner vertrauten Wahrnehmung, seinen gewohnten Denkmustern und Handlungsweisen, kurzum, seinem bisherigen Welt- und Selbstbild festhalten möchte. (Näheres siehe auch im nächsten Kapitel der Studie.) Legnaro (in Völger, 1982) beschreibt eine teilweise ähnliche Grundstruktur der Drogenerfahrung, die folgendermaßen zusammengefasst werden kann:

- ✗ „Die Zeit ist das Jetzt“: die Drogenerfahrung spielt sich in ihrer eigenen Zeit bzw. Zeitlosigkeit ab. Das Zeitempfinden orientiert sich mehr am unmittelbaren Erleben als an der gesellschaftlich objektivierten Zeit.
- ✗ „Die Erotisierung der Wirklichkeit“: die Wirklichkeit wird verstärkt sinnlich und emotional gefärbt wahrgenommen und erlebt, bis hin zu einem „erotischen Kontakt mit den Tatsachen“.
- ✗ „Das umgestaltete Denken“: das Denken verwandelt sich in „symbolisch-archetypische Konfigurationen“. D.h., das abstrakte und logische Denken tritt zurück, zu Gunsten eines verstärkt intuitiven, gefühlsgetragenen und assoziativen Denkens.
- ✗ „Unio mystika“: gemeint sind ekstatische Erfahrungen, die mit einem Verschwinden der Grenzen zwischen Subjekt und Objekt, also einem Gefühl des „Einsseins“ einhergehen. Oft ist mit solchen Erlebnissen ein schwer fassbares Bedeutsamkeitserlebnis verbunden, „als hätte man hinter die Dinge geschaut“.

Der Rausch geht aber auch immer mit einer Schwächung des ich-zentrierten Bewusstseins, einer Verminderung der Selbstkontrolle und einer nachlassenden rational-analytischen Denkfähigkeit einher.

Eine dritte Beschreibungsvariante von Rauschphänomenen findet sich bei Hermle et. al. (1994) Die Autoren unterscheiden zwischen:

- ✗ psychotischen Phänomenen, deren Merkmale paranoide Episoden, Angst- und Panikreaktionen, sowie Halluzinationen und Wahnvorstellungen sein können,
- ✗ psychodynamischen Erfahrungen, zu welchen z.B. die Rekapitulation frühkindlicher Erinnerungen, Reminiszenzen und Konflikte, sowie deren kathartische Abreaktion - oft auch im religiösen Kontext als kultische Reinigung oder Läuterung bezeichnet – gehören,
- ✗ ästhetischen Erfahrungen: Diese beinhalten eine gesteigerte Wahrnehmung, Farbhalluzinationen von überwältigender Schönheit sowie synästhetische Wahrnehmungen beim Hören von Musik,
- ✗ kognitiven Erfahrungen, deren Charakteristikum es ist, dass das Selbst und die Umwelt aus einer völlig neuen Perspektive wahrgenommen wird; sowie
- ✗ transzendenten bzw. psychedelischen Erfahrungen, zu denen jene Erfahrungen gehören, die das Alltagsbewusstsein zu transzendieren in der Lage sind.

Welche Wirkung eine Droge nun wirklich entfaltet, hängt – neben ihrer chemischen Zusammensetzung und der Dosierung – maßgeblich von den Variablen Set und Setting ab. Set beschreibt das Zusammenspiel von inneren Einstellungen und Erwartungen, mentaler Vorbereitung, persönlichen Erfahrungen sowie psychischen/körperlichen Dispositionen. Setting meint hingegen die äußeren Rahmenbedingungen der Drogeneinnahme. Dazu zählen örtliche Gegebenheiten, gestaltende Aspekte während der Drogeneinnahme und ihrer Wirkung, zeitliche Abläufe, soziale Einbettung u. a.

Psychodynamische Erklärungsmodelle

Aus der Sicht psychoanalytischer Theorien bietet sich als Erklärungsmodell für den Rausch der Begriff Regression an. Regression bedeutet ein Zurückgehen auf bereits überwundene, meist kindliche oder andere, dem Erwachsenenbewusstsein schwer zugängliche Denk-, Erlebnis- und Verhaltensformen (vgl. Leuner, 1981, Balint, 1960, Loch, 1963, Strieder, 2001). Verschiedene Aspekte können hier hervorgehoben werden:

- ✗ Das Denken wird primärprozesshafter; d.h. es fungiert verstärkt im Dienste der Triebabfuhr und der Bedürfnisbefriedigung und nimmt einen bildhaften und assoziativen Charakter an - ähnlich dem Traumbewusstsein. Eine Enthemmung und eine Schwächung von Abwehrmechanismen geht damit einher.
- ✗ Narzisstisches Erleben tritt in den Vordergrund. Als Narzissmus wird in der Regel jenes frühkindliche Entwicklungsstadium bezeichnet, in dem das Kind noch nicht zwischen sich und der Welt unterscheiden kann. In dieser Phase vermag die Vorstellung des Kindes so stark zu sein, dass sie Wahrnehmungscharakter erhält (allg. als Halluzinieren bezeichnet). Derartige Merkmale finden sich auch im Rausch wieder.
- ✗ Hervortreten von (früh)kindlichen Verhaltensmustern, Erlebnisfiguren und Erinnerungen.

Unterschieden werden muss in diesem Zusammenhang zwischen einer neurotischen Regression (Fixierung) und einem dynamischen Oszillieren zwischen regressiven und progressiven Tendenzen. Zweiteres ist ein Zeichen für Gesundheit, da hier die Regression im Dienste der Erholung, der Genussfähigkeit, der Lebensfreude und der schöpferischen Kreativität steht. Der ritualisierte Rauschmittelkonsum würde demnach in die zweite Kategorie fallen.

Untersuchungsergebnisse zur Motivation des Drogengebrauchs

Vergleicht man verschiedene Untersuchungen (Schneider 1997 u. 2000; Strieder 2001, Kappeler et.al. 1999; Reuband 1994; Arbeitsgruppe Hanf&Fuss 1994), die sich mit der Motivation zum Drogengebrauch auseinandersetzen,

so wird eines augenfällig: Die Hauptmotive von Jugendlichen für das Ausprobieren einer Droge sind in den meisten Fällen

- ✗ die Neugierde, die Lust am Experimentieren und die damit verbundene Abenteuerlust, wobei – so Schneider (2000) – vor allem „...das mit dem illegalen Drogengebrauch assoziierte subkulturelle Ambiente attraktiv wirkt“, sowie
- ✗ das Motiv der „Zugangserleichterung zu jugendspezifischen Cliques: „Die Teilnahme am Ritual des Rauchens von Cannabis ermöglicht so eine Kontakterleichterung und dient der Vermeidung einer ‚Außenseiterposition‘“ (ders.).

Als weitere wichtige Motive gelten:

- ✗ eine Demonstration von Erwachsensein,
- ✗ das Bedürfnis nach Nonkonformismus,
- ✗ die Anbindung an Intimpartner,
- ✗ interpersonelle Beeinflussung,
- ✗ situationsspezifische Anreizbedingungen,
- ✗ sowie die Bewältigung von Problemen (vgl. ders. 2000).

Viele dieser Motive werden auch durch die gesetzliche Illegalisierung genährt. Als weitere Motivation – auch für den anhaltenden Drogenkonsum – wird von Jugendlichen

- ✗ „um mit anderen in Stimmung zu kommen“,
- ✗ „um Probleme vergessen zu können“,
- ✗ „um etwas Tolles zu erleben“, sowie,
- ✗ um mittels der Droge Entspannung und genussvolles Erleben herbeizuführen

genannt (vgl. Kappeler et.al. 1999, S.183 u. 334; sowie Schneider 1997). Deutlich wird, dass das oftmals herbeizitierte Problem motiv nur eines unter vielen verschiedenen Motiven darstellt. Insbesondere der Gebrauch von Cannabis – so das Ergebnis einer Untersuchung der Arbeitsgruppe Hanf&Fuss (1994) – wird in der Regel kaum als „Problembewältigungsmittel“ verwendet. Die Autoren haben vielmehr eine Bedeutungsskala extrapoliert, die „Hedonismus“, „Erotik“, „Kreativität“ und „Intensität“ als Grundfaktoren beinhaltet.

Soziologische Aspekte des Rausches

Soziologische Theorien legen den Schwerpunkt auf soziale, interaktionelle und gesellschaftliche Aspekte des Rausches und der Rauschmitteleinnahme. Entscheidend dabei ist die Funktion, die der Rausch in sozialen, gesellschaftlichen und historischen Kontext einnimmt. In der Fachliteratur werden folgende funktionale Bedeutungen angeführt:

- ✗ Der Rausch als Mittel zur Entlastung, zur Transzendenz und als Ventilstätte des Affektverhaltens (Legnaro, in Völger, 1982) im Kontext der modernen Industriegesellschaft. Er dient der Erleichterung von Kommunikation und Kontakt sowie der Herstellung intimer Beziehungsqualitäten. Rollenabwurf, Aufhebung von Entfremdung, Freisetzung verdrängter Triebregungen, Öffnung und eine verstärkt bedürfnisorientierte Interaktion zählen zu typischen Merkmalen (vgl. Sulkunen, in Völger, 1982, sowie Strieder, 2001)
- ✗ Die symbolische Bedeutung von Drogen und ihre Funktion bei der Herstellung von Distinktion. Mit ihrer Einnahme wird Zugehörigkeit, sozialer Status, Lifestyle, Identität und Abgrenzung signalisiert (vgl. Legnaro, Schweizer und Sulkunen in Völger, 1982, sowie Legnaro, 2000). Zu dieser Bedeutungsgruppe zählt auch die Funktion einer Droge, Zeitabschnitte wie z.B. den Feierabend, Festzeiten und dgl. zu markieren.
- ✗ Die Funktionalität einer Droge in der Gesellschaft. Demnach kann unterschieden werden, ob die Einnahme einer Droge der Aufrechterhaltung des gesellschaftlichen Status quo dient oder ob sie diesen und die Bereitschaft zur gesellschaftlichen Anpassung tendenziell unterminiert (vgl. Legnaro, in Völger, 1982). Zur er-

sten Gruppe gehören im Kontext unserer Leistungsgesellschaft jene Drogen, welche die persönliche Leistungsfähigkeit steigern (z.B. in Maßen der Alkohol, Amphetamine und Kokain u. a.), während man Cannabis, LSD, Opium, psychoaktive Pilze etc. zur zweiten Gruppe zählen würde (vgl. Scheiblich, 1987, S.16, sowie Ernst Jünger, 1970, S.81). In diesem Kontext ist auch die Protestfunktion, die eine Droge symbolisch einnehmen kann, zu erwähnen (z.B. Drogenkonsum während der Hippiebewegung) (vgl. Schneider, 2000, sowie Meudt, 1980).

Zu einer teilweise ähnlichen, aber umfassenderen Einteilung kommt Blätter (1995). Neben der bereits oben erwähnten Kompensations- und Ventilfunktion, der identitätsbildenden und gruppenkohäsiven Funktion, sowie der politischen Funktion, wäre demnach noch die

- ✗ religiöse Funktion, oder der Drogengebrauch als Medium kultischer Handlungen bzw. als spirituelles Mittel zur Erweiterung der Wahrnehmungs- und Erkenntnismöglichkeit (vgl. auch Kappeler et.al., in Schneider, 2000, S.31),
- ✗ die medizinische Funktion, (Drogengebrauch als Heilmittel),
- ✗ die hedonistische Funktion (die Droge als Genussmittel und als Mittel zur Selbstgratifikation) und
- ✗ die ökonomische, kommerzielle Funktion (die Droge als Ware)

zu nennen.

Eine weitere Funktionsweise findet man bei Kappeler et.al. (in Schneider, 2000, S.31):

- ✗ der Drogengebrauch als Mittel zur Befriedigung zwanghafter Impulse.

Andere soziologische Theorien rücken mehr den gesellschaftlichen und politischen Umgang mit Drogen und Rausch in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Hier ist vor allem von Interesse, warum verschiedene psychoaktive Substanzen illegalisiert wurden, während andere legal erhältlich sind. So schreibt z.B. Meudt (1980), das im Konsum von Cannabis und LSD (u.a.) eine „Abwendung von der herrschenden Kultur“ zum Ausdruck kommt. Dem Staat geht es demnach nicht um die Bekämpfung des Drogenkonsums als solchen, sondern „um die Bekämpfung der durch diesen Konsum symbolisierten Orientierungsmuster und Lebensformen“, und zwar in Form von Kriminalisierung, Pathologisierung und Kommerzialisierung:

„Mit der Kriminalisierung [...] wurde das Leben in der Subkultur gestört und die Ausübung der angestrebten alternativen Lebenspraxis letztlich verhindert. Mit der Pathologisierung (Behandlung als Kranke, Einweisung in Kliniken) wurden die Angehörigen der Subkultur als unnormal und charakterschwach abgestempelt und damit in der Öffentlichkeit unglaublich gemacht und isoliert. Auf diese Weise wurde ihrer Lebensalternative der Modellcharakter genommen; die 'Normalen' und 'Gesunden' wurden gegen dessen Nachahmung immunisiert. Mit der Kommerzialisierung (Vermarktung des Hippie-Look, der Mode, der Musik, des Schmuckes usw.) wurde schließlich die Trennung der Protestsymbole von Protestinhalten und damit die Aushöhlung und Unterwanderung der subkulturellen Bewegung durch 'Pseudo-Hippies' erreicht“ (ders. 1980)

Generell weisen soziologische Theorien darauf hin, dass unsere westliche Kultur unekstatisch und rational konzipiert ist (vergl. auch Gutmann, Felicitas, 1992). Rauschhafte Erfahrungen werden vor diesem Hintergrund als wahnhafte Unwirklichkeit abgetan. Lediglich der Rausch, der in Form von systemfunktionalen Massenkonsum (wie z.B. Abenteuerinszenierungen der Werbe- und Freizeitindustrie, Kaufrausch, Konsumfeste und dgl.) erfolgt, findet gesellschaftliche Anerkennung, da er dem Wirtschaftswachstum dienlich ist (vgl. Legnaro, in Völger, 1982 sowie Strieder 2001). Dort also, wo der Rausch marktgerechte Formen annimmt, erhält er in der spätmodernen Gesellschaft eine neue Akzeptanz, ja sogar Anerkennung:

„Rausch und Ekstasemöglichkeiten werden heute durch das ‚rationale Kalkül‘ bestimmt, d.h., sie erfahren ihre ‚Zulassung‘ nur in technologisierten, verräumlichten und materialisierten Zusammenhängen“ (Schneider, 2000, S.35)



Alltagstranszendierende Erfahrungen durch Substanzkonsum, die andere Wirklichkeiten vermitteln, welche sich nicht so leicht vermarkten lassen, werden hingegen nach wie vor eher dem Pathologischen oder zumindest Abnormen zugeordnet und daher nicht als individuell oder kollektiv bedeutsam erfahren. Dazu gehören z.B. der religiös-rituelle Rausch, die Berausung im Kontext einer Genuss- und Mußekultur oder auch in Verbindung mit einer Kultur des ritualisierten Widerspruchs und Exzesses („excedere“ = „herausgehen“), so wie das beispielsweise bei den mittelalterlichen Narrenfesten der Fall war.

4.3.3. Kontrollierter Rauschmittelkonsum als psychosozialer und kultureller Lernprozess

Unter kontrolliertem Rauschmittelkonsum wird in der einschlägigen Literatur eine Konsumvariante von psychoaktiven Substanzen verstanden, die gelegentlich, anlassbezogen, zumeist genussorientiert, risikominimiert und mit gesellschaftlichen Anforderungen vereinbar erfolgt.

Betrachtet man verschiedene ethnologische und soziologische Studien (Gutmann, 1992, Rätsch, 1998, u.a.), so wird augenfällig, dass diese Gebrauchsvariante von psychoaktiven Substanzen zur Standardausstattung kulturschaffender Gemeinschaften zählt, deren Aufgabe es seit alters her auch ist, mit den Bereichen Rausch und Ekstase in konstruktiver Weise umzugehen. Die Herausbildung von symbolischen Sinnwelten, Ritualen, Regeln und zeitlichen Strukturierungen, sowie ein genaues Wissen über die Anwendungs- und Wirkungsweisen von Drogen sind die Frucht eines jahrzehnte- und jahrhundertelangen individuellen und kulturellen Lern-, Erfahrungs- und Aneignungsprozesses. (vgl. Völger 1982; Schneider 2000; Strieder 2001)

So zeigt sich denn auch, dass unsere westliche Kultur in Bezug auf die relativ gefährliche Droge Alkohol solcherlei Gebrauchsregeln und Ritualisierungen zum Teil entwickelt, aber manches auch im Zuge der gesellschaftlichen Rationalisierungsprozesse auch wieder verloren hat (die Gefährlichkeit dieser Droge wird einem dann wieder bewusst, wenn man sich in Erinnerung ruft, welche verheerenden Folgen der Alkohol bei den amerikanischen Indianerstämmen oder bei den australischen Aborigines hatte und zum Teil auch noch hat; zurückzuführen ist dies auf die massive Störung bzw. Zerstörung der eigenen Kulturausübung, zu der auch Rauschrituale gehören, verbunden mit der Einführung der neuen Droge Alkohol, für die es noch keine risikominimierenden Gebrauchsregeln und -rituale gab).

In Bezug auf illegalisierte Drogen bevorzugt hingegen unsere Gesellschaft aus ideologischen, ökonomischen oder machtpolitischen Gründen wirklichkeitsferne Abstinenzvorstellungen, die sie mit den Methoden der „Kriminalisierung“ und „Pathologisierung“ der KonsumentInnen zur verwirklichen gedenkt (vgl. Schneider, 2000). Die Herausbildung von Gebrauchsregeln und -ritualen wird dadurch einer experimentierfreudigen, risikobereiten und vorwiegend jugendlichen Subkultur überlassen. Zahlreiche Untersuchungen (Kappeler et.al. 1999, Schneider 1997, Reuband, 1995, Strieder, 2001 u.a.) zeigen mittlerweile aber, dass der kontrollierte Konsum von illegalisierten Substanzen und die Herausbildung einer diesbezüglichen „Rauschkultur“ im Zunehmen begriffen ist (das betrifft sogar zum Teil die sog. harten Drogen Kokain und Heroin; vgl. z.B. Schneider et.al. 1997 oder Harding, in Völger, 1982). Übereinstimmung gibt es auch unter den Autoren, dass die Illegalisierung dem Prozess der Entstehung eines regelorientierten, risikominimierenden Konsums entgegensteht, ja sogar in kontraproduktiver Weise neue Risiken schafft (wie die der strafrechtlichen Verfolgung, der Etikettierung und Ausgrenzung, bis hin zu riskanten Konsumformen von mitunter gefährlich verunreinigten, in ihrer Konzentration schwer einzuschätzenden Substanzen).

Erfahrungen zum Gebrauch verschiedener psychoaktiver Substanzen, Kenntnisse über deren positive und negative Wirkungen, oder über Langzeitfolgen etc. können unter der Bedingung der Illegalität nicht so leicht kommuniziert, weitergegeben und weiterentwickelt werden. Von besonderen Nachteil ist außerdem, dass Erwachsene Jugendlichen gegenüber offiziell nicht als Modell für sinnvollen und risikoarmen Drogenkonsum auftreten und ihre Erfahrungen mit ihnen ohne weiteres austauschen können. Ganz abgesehen davon, dass viele Erwachsene kaum Wissen über und Erfahrungen mit illegalisierten Drogen haben. (vgl. auch Kappeler et.al., 1999).

In der von Strieder (2001) durchgeführten qualitativen Untersuchung über den kontrollierten, regelorientierten Gebrauch psychoaktiver Substanzen wird deutlich, dass die Etablierung einer solchen Gebrauchsvariante unter individualisierten Bedingungen nicht von einem Tag auf den anderen erfolgt, sondern Resultat eines mitunter mühevollen, oft auch prekären Lern-, Erfahrungs- und Aneignungsprozesses ist. Die Ergebnisse stimmen mit dem von Howard Becker (1973), Reuband (1994) und Schneider et.al. (1997) beschriebenen Prozess weitgehend überein: Nicht nur die wirkungserzeugende Aufbereitung und Verabreichung der Droge muss im Austausch mit ande-

ren KonsumentInnen gelernt werden, auch die durch die Droge erzeugten körperlichen Symptome selbst werden erst in Zuge dieses interaktiven Prozesses als angenehm interpretiert und daher erstrebenswert. Der Benutzer erfährt außerdem bei wiederholtem Konsum, dass verschiedene Einnahmearten, unterschiedliche Dosierungen und Konsumhäufigkeiten, sowie unterschiedliche innere Verfassungen und Rahmenbedingungen eine Auswirkung auf das Rauscherleben und seinen eventuellen Nachwirkungen hat. Diese Erfahrungen führen im günstigen Fall dazu, dass zunehmend bewusster und gezielter mit einer Droge umgegangen werden kann.

Zu den prekären Phasen dieses Prozesses zählen aber auch vorübergehende suchtförmige oder andere problematische Gebrauchsformen, unangenehme oder besonders negative Erfahrungen, Schlüsselerlebnisse, Grenzerfahrungen bis hin zu potentiellen Gefahrensituationen:

„Dabei spielen negative Rauscherlebnisse, die auf zu hohe Dosierung der Droge, auf ungünstige Rahmenbedingungen oder auf eine schlechte innere Verfassung zurückgeführt werden können, oft eine besondere Rolle. Die Folge ist, dass Menschen lernen, eine Droge in der ‘richtigen’ Dosis unter für sie geeigneten Rahmenbedingungen und nur in einer positiven Grundstimmung zu verwenden. So wird z.B. meist nur im vertrauten Freundeskreis konsumiert. Auch die Auswirkungen des Rausches auf den nächsten Tag werden dabei berücksichtigt, indem der Konsum z.B. nur aufs Wochenende beschränkt wird (...) Einige Interviewte warten mit dem Drogengebrauch auch auf ‘besondere’ Gelegenheiten, wie z.B. ein Fest, einen guten Film im Fernsehen oder einen beschaulichen Moment in der Natur.

Die Interviews zeigen, dass am Schluss solcher biographischen Lernprozesse oft der Kompromiss steht, der sowohl die Erfüllung gesellschaftlicher Anforderungen und Erwartungen als auch die individuelle - nicht selten unkonventionelle - Gestaltung des eigenen Lebens, zu der auch der gelegentliche Konsum von Rauschmitteln gehören kann, berücksichtigt.“ (Strieder, 2001, S.275f)

Da dieser Lernprozess immer im Kontext von Gruppierungen (z.B. Jugendkulturen) erfolgt, sprechen Schneider & Weber (1993) von einem biographischen und drogalen Lernprozess, in dessen Verlauf es zur aktiven Aneignung und Internalisierung lebensstilbezogener Gebrauchsregeln kommt. Zu solchen Regeln zählen, dass z.B. alltäglichen Verpflichtungen Priorität eingeräumt wird, auf eine bewusste Settinggestaltung geachtet wird, der Konsum nur bei körperlichem und seelischen Wohlbefinden stattfindet, ein konkreter Anlass oder eine Gelegenheit abgewartet wird, keine parallele Einnahme verschiedener Drogen sowie eine Distanzierung zur öffentlichen Drogenszene erfolgt (vgl. Haves & Schneider, 1992).

Neuere suchtpreventive Ansätze versuchen daher, solche risikobewussten Umgangsformen bei Jugendlichen zu begleiten und zu fördern, anstatt der Illusion einer Abstinenz von illegalisierten Drogen länger nachzuhängen. Zu beachten ist, dass das Gegenteil von Drogensucht nicht die Abstinenz, sondern der flexible, bedürfnisorientierte und eigenverantwortliche Umgang mit psychoaktiven Substanzen ist. So schreibt auch Quensel (1991, S.68):

„Eine ebenso effektive wie humane Drogen-Aufklärung sollte zunächst vor allem Toleranz vermitteln; sie sollte so dann eine ‚Praxis‘ ermöglichen, in der man in Kenntnis möglicher realer Gefahren auch die genussvollen Seiten dieser Drogen erfahren kann. Und sie sollte eine Drogen-Kultur fördern, in der Regeln, Rezepte, Situationen und Szenarien in einer möglichst angstfreien wie risikobewussten sozialen Umgebung ihre Wirkung entfalten können“

4.3.4. Neue Konzepte für den Umgang mit Rausch

Suchtprävention gestern und heute

Die Geschichte der Suchtprävention lässt sich als ein Wandel von der Abschreckungs- über die Bewahrungs- hin zu einer Bewährungspädagogik beschreiben. Fahrenkrug (1998) spricht von einem Dreitakt der Präventionsdiskurse, die sich von „Substanz verbieten“ über „Sucht verhüten“ zu „Risiko bewältigen“ gewandelt haben. Während ersterer versucht hat, vor allem über das mahnende Aufzeigen der – zumeist überzeichneten – negativen Folgen, sowie über Verbote und Bestrafungen Jugendliche (u.a.) vor dem Gebrauch psychoaktiver Substanzen fern zu halten, hat sich zweiterer zum Ziel gesetzt, das Entstehen von Suchtverhaltensweisen (generell) zu verhindern. Durch Förderung des Selbstvertrauens, der Lebenskompetenzen in Form einer zunehmenden Konflikt-, Belastungs- und Genussfähigkeit, sowie durch „sinnvoller Freizeitgestaltung“ in Form von z.B. „erlebnispädagogischen Projekten“, sollte es erst gar nicht zu einer Suchtentwicklung kommen und zudem das Interesse an Drogen verloren gehen.

Beide Ansätze sind dem „Nationalen Rauschgiftbekämpfungsplan“ von 1990/91 verpflichtet, wonach der Konsum illegaler Drogen verhindert werden, der legaler Drogen „selbstkontrolliert“ und „genussorientiert“ und der von Medikamenten „bestimmungsgemäß“ geschehen soll (vgl. Kappeler, 1999). Dieser Sichtweise liegt ein binärer Code zu Grunde: Abstinenz von Drogen = Gesundheit; Drogengebrauch = Suchtgefahr = Krankheit (vgl. Barsch, 2001). Beide Modelle greifen damit in ihrer Konzeption auf das „Abstinenzparadigma“ und das medizinische Wahrnehmungsmuster der Sucht zurück. Sie verleiten auf diese Weise einerseits „...zu einem Fokus auf den problematischen Umgang mit psychoaktiven Substanzen, mit dem sich unproblematische Drogenkonsumformen in der Regel nur als präpathologische Vorstufen darstellen“ lassen, andererseits zu einem Wahrnehmungsschema, wonach der Drogenkonsum „...als komplexes und kulturell eingebettetes Alltagsphänomen vollständig ausgeblendet bleibt“. Der „...Umgang mit psycho-aktiven Substanzen...“ wird ausschließlich „...als gesundheitsriskantes Verhalten erklärt...“ (Barsch, 1997). Die Möglichkeit, dass Drogenkonsum kontrolliert, risikobewusst und genussorientiert erfolgen kann, wird hier völlig negiert. Ausgeklammert werden auch positive Impulse, die vom Drogenkonsum und seiner individuellen und gesellschaftlichen Bedeutung ausgehen könnten, zu Gunsten einer negativen Sichtweise des Rausches als „Flucht vor dem Alltag“. Drogenkonsum wird damit als individuelles Problem wahrgenommen, das auf Persönlichkeitsdefizite zurückzuführen ist. Der Blick auf seine soziale, gesellschaftliche und historische Einbettung ist damit verstellt. Tatsächlich entwickelt aber nur ein sehr kleiner Prozentsatz von Heranwachsenden einen problematischen Drogengebrauch, der eventuell einer Behandlung bedarf.

Die Definition jedes Drogenkonsums als Gesundheitsproblem vor dem Hintergrund normativer Gesundheitsvorstellungen rechtfertigt dann wiederum die Rekrutierung von Experten, die dieses Problem eindämmen sollen. Suchtpräventionsmaßnahmen waren und sind vor diesem Hintergrund Normierungsmaßnahmen, Orte sozialer Kontrolle durch Normsetzung (vgl. Schneider, 2000, S.152f):

„Es geht darum, den gesunden und handlungskompetenten Menschen zu erzeugen, der das ‚Gesollte‘ will. Aber was ist das Gesollte? Er (der Mensch) muss in unserer individualisierten und pluralistischen Gesellschaft ‚gesund‘ funktionieren ...“

Suchtpräventives Vorgehen verfängt sich damit in einem in der Systemtheorie bekannten Paradoxon, wonach die Aufforderung „sei selbständig“ implizit beinhaltet „sei so, wie ich es mir vorstelle“ (z.B. verhalte dich aus eigenem Antrieb gesundheitsbewusst etc.). Befolge ich die Anweisung, so bin ich nicht selbständig; befolge ich sie nicht, so bin ich – zumindest in den Augen des Anderen – auch nicht selbständig.

Klar ist auch, dass derartige Präventionsmodelle nicht nur Instrumente sozialer Kontrolle und Anpassung sind, die auf Basis von Moral und Ideologie quasi von oben herab normieren und diktieren, was als gesund und was als krank zu gelten hat und wie die Jugend sich idealer Weise zu benehmen und zu entwickeln hat, sondern auch – als Prämisse sozusagen – ein grundsätzliches Misstrauen in und eine Angst vor der nicht zu bändigenden Jugend aufweisen. Die Frage ist daher, ob im „Kampf gegen die Drogengefahr“ nicht auf moderne Weise der alt bekannte Generationenkonflikt ausgetragen wird (vgl. Kappeler, 1999, S.35). Ganz abgesehen davon ist auch die Frage zu stellen, ob der Preis für die Erreichung einer ideologisch-moralischen Gesundheitsnorm nicht sehr hoch ist und auf Kosten von z.B. autonomer Lebensgestaltung, sowie einer selbstbestimmten Genuss-, Lust- und Selbstbelohnungsorientierung geht.

Betrachtet man nun die Erfolge dieser beiden Konzeptionen, so zeigt sich, dass die Abschreckungspädagogik kaum Wirkungen oder sogar kontraproduktive Effekte gezeigt hat, da einerseits das Verbotene („die verbotene Frucht“) um so interessanter wurde, andererseits Eigenerfahrungen Jugendlicher und daraus resultierende Bewertungen über positive und negative Wirkungen von vor allem „weichen“ Drogen, die Abschreckung total unglaubwürdig gemacht haben. Die Bewährungspädagogik (hauptsächlich Primärprävention und zum Teil Sekundärprävention) musste demgegenüber die Grenzen ihrer Wirksamkeit anerkennen, da sich viele Jugendliche das Experimentieren mit illegalisierten psychoaktiven Substanzen trotzdem nicht nehmen ließen und sich zudem die komplexe Lebenswirklichkeit Heranwachsender nicht ohne weiteres durch Lebenskompetenzförderung verändern lässt.

Der dritte pädagogische Ansatz, die Bewährungspädagogik, betrachtet demgegenüber auf Basis eines neu gewonnenen – oder erst zu gewinnenden – Vertrauens in die Jugend Risiken als selbstverständlichen Bestandteil unserer Gesellschaft (Risikogesellschaft, Ullrich Beck), die es zu bewältigen gilt: „Gelernt werden soll der kalkulierte Umgang mit Risiken generell“ (Fahrenkrug, 1998). Begriffe wie „Risikokompetenz“ oder „Risikomanagement“ markieren diese neue Ära der Pädagogik. Als Erweiterung dieses Ansatzes versteht sich das Konzept der

„Drogenmündigkeit“ (Gundula Barsch), das auf die Entwicklung eines mündigen, eigenverantwortlichen, risikobewussten Umgangs mit psychoaktiven Substanzen setzt. Beide Ansätze gehen davon aus, dass Suchtverhalten und selbstschädigendes Verhalten am ehesten dadurch vermieden werden kann, wenn Heranwachsende, die ungeachtet eventueller Risiken psychoaktive Substanzen konsumieren wollen, in ihrer Aktivität so begleitet und unterstützt werden, dass die Entwicklung eines mündigen, risikobewussten Konsums begünstigt wird.

Neue pädagogische Ansätze

Untersuchungen und Statistiken zeigen, dass sich jugendliche (und natürlich auch Erwachsene) den Konsum psychoaktiver Substanzen nicht einfach verbieten lassen. Das Bedürfnis und der Wunsch, mit veränderten Bewusstseinszuständen und damit auch mit Drogen zu experimentieren, scheint unter vielen Heranwachsenden eine Selbstverständlichkeit zu sein. In der Regel erfolgt dies ohne irgend einer gravierenden Selbst- und Fremdschädigung, „...was bedeutet, dass die Mehrheit der Heranwachsenden die Qualifikation besitzt bzw. erwirbt, mit möglichen Risiken des Drogenkonsums kompetent umzugehen“. (vgl. techno-netzwerk-berlin, 2000, S.51)

Statistisch gesehen haben ca. 1/3 der Bevölkerung in Europa irgendwann einmal in ihrem Leben illegalisierte Drogen konsumiert. Unter Jugendlichen ist der Gebrauch psychoaktiver Substanzen in Anstiegen begriffen: In etwa 20% der österreichischen Jugendlichen haben schon mindestens einmal Cannabis konsumiert; nahezu 18% haben Erfahrungen mit biogenen Drogen (z.B. psychoaktiven Pilzen), Halluzinogenen, Amphetaminen oder Ecstasy; nur ca. 3% weisen Konsumerfahrungen mit Kokain (2%) oder Heroin (1%) auf. Diese Zahlen machen deutlich, dass ein Normalisierungsdiskurs in Sachen Drogen angefragt ist, der den Konsum psychoaktiver Substanzen als Alltagsphänomen betrachtet. Drogenkonsum wird nur in den seltensten Fällen sozial oder gesundheitlich auffällig und steht einem Leben, das den Alltagsanforderungen gerecht wird, auch nicht unbedingt entgegen. Die meisten DrogenkonsumentInnen zeichnen sich nicht durch eine verminderte Zurechnungsfähigkeit aus. Ihr Lebensstil ist vielmehr Ausdruck von autonomen Vorstellungen und Bedürfnissen, verbunden mit realitätsadäquaten Verhaltensweisen. Das bedeutet nicht, dass Suchtgefahr und Suchtentwicklung keine Rolle mehr spielen. Natürlich sollten für Suchtgefährdete und Drogenabhängige weiterhin adäquate, schadensbegrenzende und bedürfnisorientierte Unterstützungsmaßnahmen zur Verfügung stehen, die auf Basis von Freiwilligkeit in Anspruch genommen werden können. Solcherlei Angebote reichen von Informations- und Beratungsstellen über Therapieangebote, Entzugseinrichtungen, staatlicher Abgabe von Heroin (oder Substitutionsmittel) und Konsumräume für Heroinabhängige bis hin zu sozialen Unterstützungs- und Integrationsmaßnahmen (vgl. Schneider, 2000).

Das Konzept der Risikokompetenz (Fahrenkrug)

„Von der Verhinderungsdogmatik zur positiven Bewältigungsstrategie“ (Michels 1996).

Die Begriffe Risikokompetenz und -management zielen ganz allgemein „...auf die Erlangung und Förderung von Fähigkeiten im konkreten Umgang mit möglicherweise riskanten Situationen oder Verhaltensweisen ab“ (vgl. techno-netzwerk.berlin, 2001). Ausgehend von der Tatsache, dass viele Heranwachsende mit psychoaktiven Substanzen experimentieren, versucht dieser Ansatz, „...diejenigen vor Schäden zu bewahren, die das Risiko des Drogenkonsums bereits eingegangen sind. Risikoprävention ist somit integraler Bestandteil einer übergreifenden Strategie der Schadensreduzierung im Umgang mit Rauschmitteln ...“ (Fahrenkrug, 1998). Angestrebt werden soll ein entsprechender „Gesundheitsschutz“ sowie ein sicherer und verantwortlicher Drogengebrauch bei den sogenannten „Risikonehmern“ („risk taker“):

„Da die Risikolust der Jugend auf Drogen offenbar eine Konstante ist, kann es nur noch darum gehen, dieses Risikoverhalten in seinen positiven Aspekten zu fördern und mögliche Nachteile auf ein schadensreduziertes Minimum zu bringen“ (ders. 1998)

Risikokompetenz wird aber auch ganz allgemein in unserer spätmodernen Gesellschaft zur neuen Entwicklungsaufgabe. Die Jugendphase fungiert nicht mehr als geschützter Raum vor der Übernahme der Erwachsenenrolle, sondern zeichnet sich durch eigenständige Handlungsanforderungen und Herausforderungen aus. Dazu gehören Themen wie z.B. Verselbständigung, Ablösung, Partnerschaft, Sexualität, Identität, Peergroups, Arbeit, Herausbildung von Werten und Zukunftsperspektiven und dgl. Das Eingehen von Risiken ist Teil der Bewältigung dieser Aufgaben. Darüber hinaus müssen Jugendliche als Mitglieder einer Risikogesellschaft auch mit verschiedensten Umwelt-, Technik- und Sozialrisiken (wie z.B. Arbeitslosigkeit) umgehen lernen. Risikokompetenz zählt also zu einer „überlebenswichtigen Ressource für Heranwachsende“ (vgl. ders.). Das Hineinwachsen in die Drogenkultur

einer Gesellschaft ist nur ein Risiko von vielen. Im günstigen Fall entwickelt sich daraus ein kompetenter Umgang mit psychoaktiven Substanzen der sich – nach Fahrenkrug, 1998 - folgendermaßen beschreiben lässt:

- ✗ Profunde Kenntnisse über die Stoffe
- ✗ Erwerb von Erfahrungen und Entscheidungs-/Handlungskompetenz im Umgang mit Drogen
- ✗ Fähigkeit zur Verhinderung eines längerfristigen Missbrauchsverhaltens
- ✗ Beschränkung des Missbrauchs auf einen experimentellen Probierkonsum
- ✗ Genuss-Orientierung
- ✗ Fähigkeit zur Verhinderung von Abhängigkeit
- ✗ Entwicklung eines kontrollierten Konsums (Selbstkontrolle von Wirkungen und Schädigungen)
- ✗ Sensitives Eingehen von Risiken (sensitive risk-taking)

Auf pädagogischer Ebene kann es daher nur um eine „Risikobegleitung jugendlichen Drogenkonsums“ (ders.) gehen, die von einer Qualitätskontrolle des Stoffes, über Informationen zu Drogen und deren möglichen positiven und negativen Wirkungen bis hin zur Förderung einer Entwicklung von „Drogenkultur“ reichen kann. Fahrenkrug beschreibt so ein begleitendes Risikomanagement für z.B. einen sicheren Ecstasy-Gebrauch auf Techno-partys folgendermaßen:

- ✗ Leitfaden für Veranstalter (Checkliste) beachten
- ✗ Sicherheitspersonal instruieren (z.B. keine Drogenkontrolle, um Vorabkonsum zu vermeiden)
- ✗ Erste Hilfe für medizinische Notfälle organisieren
- ✗ Drogeninformation und Beratung für „safer use“ anbieten (Info-Stände, psychologische Betreuung, Telefon-Hotlines)
- ✗ Umwelt/Raumbedingungen für die Party prüfen (Hitzschlagrisiko, Gehörschäden etc.)
- ✗ Qualitätskontrolle der Drogen anbieten (Schnelltests: Testergebnisse via Internet)
- ✗ Phasen der nachlassenden Drogenwirkung absichern (Chill-out-Räume bereitstellen)
- ✗ „After hours“ Nachbetreuung (Gespräche, Drogenberatung, aber auch Heimbring-Service)

Weitergesponnen werden kann dieser Ansatz bis dort hin, wo erfahrene Drogenbenutzer in den sicheren Gebrauch von Drogen einführen, vergleichbar – so Fahrenkrug – den ersten Fallschirmsprüngen im Doppelpack. Eine derartige Begleitung und Einübung in die „Drogenkultur“ bedarf natürlich im nächsten Schritt einer Freigabe von zumindest „weichen“ Drogen, um auch das Risiko einer Straffälligkeit auszuschalten. Suchtprävention soll – so auch Franzkowiak (1998) – die Risikokompetenz Jugendlicher stärken, indem sie als Programmziel auch „Riten des Genießens“ in Verbindung mit „Regeln für Räusche“ thematisiert. Dazu braucht es aber den straffreien Raum, in dem KonsumentInnen in einer Atmosphäre der Offenheit und des Vertrauens ihre Erfahrungen, Anliegen, Probleme und Bedürfnisse in Bezug auf Drogen untereinander und auch mit erfahrenen Erwachsenen austauschen können.

Das Konzept der Drogenmündigkeit (Gundula Barsch)

Die Konzeption der Drogenmündigkeit geht insofern einen Schritt weiter, als hier Drogenkonsum nicht zwingend als Risiko betrachtet wird. Die Annahme, dass der Konsum psychoaktiver Substanzen in jedem Fall als Risikoverhalten anzusehen ist, suggeriert fälschlicher Weise, so Barsch, eine Gefährlichkeit, ein Gesundheitsrisiko, kurzum, ein Wagnis mit unsicheren Ausgang. Außerdem wird auch hier Gesundheit zum alleinigen Maß aller Dinge hochstilisiert. Der Drogenkonsum bleibt vor diesem Hintergrund ein bedenkliches und unerwünschtes Verhalten. Eine Kosten-Nutzenabwägung von beispielsweise „...Gesundheit einerseits und Genuß und Lust andererseits...“ gerät damit aus dem Blickfeld.

Drogenmündigkeit geht demgegenüber von der Grundannahme aus,

„... dass (...) der Drogenkonsum nicht für sich genommen und per se ein Risiko ist, sondern zu einem Risiko werden kann. Damit wird dem Drogenkonsum die Bedrohung als Faktum genommen und das Risiko zu einer Eventualität zurückgestuft. Wie vieles andere in unserem Leben auch, können Drogen erst durch das Handeln des Menschen, insbesondere durch die Art und Weise, wie sie in konkrete Lebensbezüge integriert werden, auch zu einem Risiko werden. Der Mensch erhält auf diese Weise wieder seine Rolle als Subjekt seines Handelns zurück“ (Barsch, 2000)

Das Konzept der Drogenmündigkeit distanziert sich damit auch von jeglicher normierenden Einflussnahme auf das Verhalten der Menschen und erkennt die Diversifizierung des Drogenkonsums in einer pluralistischen Gesellschaft an. Gestützt wird diese Sichtweise auch durch ein neues, differenziertes Bild von Drogenkonsum und Drogenentwicklungsverläufen, wonach selbst die Sucht als ein vielschichtiger, dynamischer Prozess verstanden wird, der unstetig verläuft, jederzeit umkehrbar ist und nicht notwendigerweise in die Verelendung führt (vgl. Barsch; 2001, sowie Schneider et. al. 1997). Zudem, so Barsch, belegen Untersuchungen, dass „...Drogenkonsum nicht nur destruktive, sondern auch persönlichkeitsfördernde und sogar protektive Komponenten haben kann...“ und daher mit physischer, psychischer und sozialer Gesundheit vereinbar ist (vgl. Barsch, 2001).

Ganz allgemein lässt sich daher sagen, dass die Entwicklung von Drogenmündigkeit darauf abzielt,

„...Menschen zu befähigen, sich eigenständig in vielfältigen Alltagssituationen orientieren und zu jeweils angemessenen Formen im Umgang mit Drogen finden zu können.“ (dies.)

Drogenmündigkeit meint damit eine komplexe Handlungsfähigkeit in Bezug auf Drogen, welche Resultat vielfältiger „...sozialer, kultureller, reflexiver, emotionaler, sinnlicher und nicht zuletzt ethischer Kompetenzen...“ ist. Gundula Barsch definiert vier Kernbereiche von Drogenmündigkeit:

- ✗ Drogenkunde: diese beinhaltet den Erwerb von Wissen, Kenntnisse und praktische Fertigkeiten in bezug auf Drogen und deren Anwendungsmöglichkeiten. Auch Kenntnisse über Gestaltungsmöglichkeiten und Sinnsetzungen hinsichtlich des Drogenkonsums, sowie der sinnvolle Umgang mit kulturellen Codes gehören in diesen Bereich.
- ✗ Genussfähigkeit: Basis dafür ist die Fähigkeit, sich seinem sinnlichen und körperlichen Erleben öffnen und auch wieder in den Alltag zurückkehren zu können (kontrollierte Regression). Wichtig ist aber auch eine Kenntnis über die Vielzahl an möglichen Wirkungen des Drogenkonsums und die Fähigkeit, die gewünschte Wirkung durch z.B. bewusste Set- und Settinggestaltung herbeizuführen. Zur Genussfähigkeit gehört darüber hinaus die sinnvolle Einbettung in den Lebensalltag, sowie eine kritische Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Genusssnormen.
- ✗ Kritikfähigkeit: zu dieser gehört die Fähigkeit, Situationen, Anforderungen, mögliche Gefahren und Konsequenzen, sowie die eigenen Entscheidungs- und Handlungsfähigkeiten realistisch einschätzen zu können. Eine solche analysierende und selbstreflexive Kritikfähigkeit „...fördert Entscheidungen für einen Drogenkonsum, der hinsichtlich Menge, Ort, Zeit und Konsumform der jeweiligen Situation entspricht“ (dies.). Dazu gehört aber auch, die Rolle und Funktion, die der eigene Drogenkonsum im eigenen Lebenskontext hat, zu reflektieren sowie – als ethische Dimension – „...die Fähigkeit zu einem sozial verantwortlichen Handeln und der Respekt vor der inneren und äußeren Natur des Menschen...“ (dies.)
- ✗ Risikomanagement: wie oben bereits beschrieben geht es darum, Kompetenzen im Umgang mit möglichen Risiken zu entwickeln. Dazu gehören neben Informationen zur „risk-reduktion“ das Wissen um persönliche Grenzen und Belastbarkeiten. Auch die Wahrnehmung und Berücksichtigung von Umgebungsrisiken ist ein wichtiger Aspekt hierbei. Risikomanagement ist darüber hinaus eine wichtige Grundlage für einen sozial verantwortlichen Drogenkonsum, der auch Risiken, die der eigene Drogenkonsum für andere hat, berücksichtigt und so weit wie möglich eliminiert (vgl. dies.).

Das Ergebnis ist ein „integrierter, autonom kontrollierter und genussorientierter Drogenkonsum, der allen KonsumentInnen psychoaktiver Substanzen die selbstbestimmte und selbstverständliche Teilnahme am allgemeinen gesellschaftlichen Leben ermöglicht“ (dies.). Solche Entwicklungen basieren allerdings nicht im „luftleeren“ Raum. Sie bedürfen der sozialen und kulturellen Einbettung, beispielsweise in Form der Etablierung einer „Drogenkultur“. Gundula Barsch folgert daher:

„Individuelle Drogenmündigkeit kann in ihrer Qualität nicht völlig anders sein, als die Drogenmündigkeit sozialer Gruppen und die Drogenmündigkeit einer Gesellschaft als Ganzes“ (Barsch, 2001)

Folgende Rahmenbedingungen begünstigen daher nach Gundula Barsch (2001) die Entwicklung von Drogenmündigkeit:

- X Zulassen und Dulden des Gewinns von Drogenerfahrungen in straffreien Räumen. Eine Entkriminalisierung ist die Basis einerseits für die Etablierung eines differenzierten kommunikativen Austausches über Drogenkonsum und andererseits für die Herausbildung adäquater Hilfs- und Unterstützungsangebote.

Als Beispiel ist hier die Diskussion zur Aufhebung der Strafbarkeit von Cannabiskonsum in der Schweiz zu nennen. Diskussionspunkte sind die Rechtsungleichheit von Cannabis- und Alkoholkonsum, die bei vielen Bürgern aufgrund des Wissens über die relative Ungefährlichkeit von Cannabis eine Unglaubwürdigkeit des Staates bewirkt, des weiteren die Frage, inwieweit der Staat in das Leben eines Erwachsenen eingreifen darf, solange dieser nicht Dritte schädigt und – vorrangig – die Frage, wie man Jugendliche vor dem Missbrauch nicht nur von Cannabis, sondern von psychoaktiven Substanzen inklusive Tabak und Alkohol schützen kann. Die Schweiz arbeitet derzeit noch an Inhalt und Umsetzung neuer Rahmenbedingungen, die in etwa so aussehen werden: Im Bereich des Jugendschutzes und der Prävention geht es um Maßnahmen zur Förderung des Gesundheitsbewusstseins und zur Minimierung des problematischen Konsums, sowie um die Verhinderung der Kriminalisierung Jugendlicher. Auf gesetzlicher Ebene wird daher an einer Entkriminalisierung von Cannabis gearbeitet, die mit internationalen Bestimmungen vereinbar ist. Demnach ist die Aufhebung der Strafbarkeit des Konsums und seiner Vorbereitungshandlungen (Erwerb und Besitz) möglich. Der Handel mit Cannabisprodukten kann aber im Rahmen der internationalen Konvention nicht ohne weiteres entkriminalisiert werden. Hier greift die Schweiz auf das niederländische Modell, nämlich eine verfahrensrechtliche Entkriminalisierung über das Opportunitätsprinzip, zurück, wonach auf eine strafrechtliche Verfolgung bei sog. Bagatelldelikten verzichtet werden kann. In ähnlicher Weise wird auch überlegt, ob der Eigenanbau von Cannabis im kleinen Rahmen für den Eigenbedarf toleriert werden sollte. Ungelöst ist hingegen noch das Problem, ob der Konsum von Cannabis ab 16 oder ab 18 erlaubt werden soll. Ein nicht unwesentlicher Nebeneffekt solcher Bestimmungen ist aber auch die Entlastung von Polizei und Justiz. (vgl. Francois van der Linde, 2001).

- X Förderung von öffentlichen Diskussionen über angemessenen Drogenkonsum, um einen kollektiven Konsens darüber zu entwickeln, „...an welchem Ort, zu welcher Zeit, in welcher Menge und für welche Personen Drogenkonsum als akzeptabel angesehen werden kann, welche Situationen als unangemessen gelten und welche Chancen ein selbst kontrollierter, an Genuss orientierter Drogenkonsum in welcher Form hat“. Hierzu gehört z.B. auch die Diskussion über Jugendschutzmaßnahmen.
- X Enttabuisierung der gesammelten Erfahrungen und des hier zirkulierenden subkulturellen Wissens und - damit verbunden – die Förderung des Austausches von Erfahrungen, Wissen und Ansichten bezüglich des Drogenkonsums. Auf diese Weise können sich gemeinsame Erfahrungen organisieren, Ansichten über den angemessenen Drogenkonsum formulieren, sowie neue Wertmaßstäbe und Sinnsysteme entwickeln.

So zeigt eine Untersuchung von Kappeler et. al. (1999) über Jugend und Drogen sehr deutlich, dass „... eine von Angst, Abwehr und Misstrauen bestimmte Erziehung in Sachen Drogenkonsum sich kontraproduktiv für das Erlernen eines subjektiv verantwortlichen Umgangs mit psychoaktiven Substanzen auswirkt ...“ (S.53). Problematisch ist, dass gerade durch die Betonung der negativen und gefährlichen Seiten des Drogenkonsums durch Erwachsene Jugendliche dazu neigen, die positiven Seiten unter Ausblendung der negativen in den Mittelpunkt zu rücken. Darüber hinaus tendieren sie zur Idealisierung des Drogenkonsums in demonstrativer Abgrenzung zu den „unwissenden“ Erwachsenen. Illegalisierung und damit Tabuisierung des Drogenkonsums bewirkt überdies, dass Jugendliche beim Sammeln von Informationen und Erfahrungen fast ausschließlich auf Gleichaltrige angewiesen sind. Ein nicht seltenes Erfahrungs- und Informationsdefizit sowie die eben beschriebene Überbewertung der positiven Seiten des Drogengebrauchs begünstigen eher einen problematischen Umgang mit Drogen (vgl. Kappeler, 1999).

Demgegenüber fördert ein offenes und sanktionsfreies Gesprächsklima bei den Heranwachsenden eine realistischere Einschätzung von Drogen mit all ihren positiven und negativen Seiten. In dieser Untersuchung wird auch deutlich, dass sich Jugendliche prinzipiell mehr Kommunikation und tabufreien Austausch mit Erwachsenen wünschen. Wichtig dabei ist aber, dass die Erwachsenen glaubwürdig sind und über Erfahrungen und ein profundes Wissen in Sachen Drogen verfügen. Authentische Erfahrungsberichte spielen dabei eine besonders große Rolle.

An dieser Stelle bietet sich ein Vergleich zur Sexualerziehung an: Eine Tabuisierung von Sexualität führt bekanntlich zu unbefriedigenden, zwanghaften und mitunter gefährlichen Formen der Sexualität (man denke an ungewollte Schwangerschaft oder Geschlechtskrankheiten, aber auch an mögliche seelische Verletzungen). Offene Kommunikation und Informationsvermittlung, die angenehme und unangenehme, gefährliche und schützende Aspekte mit einschließt, ist demgegenüber Basis für eine befriedigende und risikobewusste Sexualität. So wie der Rausch braucht auch Sexualität den geschützten Rahmen und den Ort, an dem sie angemessen ist. Die Tatsache, dass ihre Ausübung an öffentlichen Plätzen unangebracht ist, oder dass sie manchmal unter Gewaltanwendung, den anderen schädigend, erzwungen wird, würde niemanden auf die Idee bringen, dass Sexualität an sich verwerflich ist. In gleicher Weise ist die Berauschung, die an einem geeigneten Ort und im geschützten Rahmen unter Ausschluss von Fremdschädigung stattfindet, kein verwerfliches oder verantwortungsloses Verhalten, sondern Zeichen von Verantwortung und Gesellschaftsfähigkeit.

- X Etablierung von Angeboten, Unterstützungen und Hilfen, durch die „... die Prozesse der Kulturentwicklung aktiviert und unterstützt und Menschen bei der Aneignung und Bewältigung von Drogenkonsum begleitet werden können“. Es wird davon ausgegangen, dass Menschen den Weg der Kultivierung des Drogenkonsums gehen können, „wenn der Drogengebrauch nicht sozial ausgegrenzt, sondern integrierter Bestandteil einer gemeinsamen Drogenkultur ist, die ihrerseits fest in der jeweiligen Lebensweise wurzelt“ (Marzan, zit. in Kappeler et. al., 1999, S.349)
- X Kritische Reflexion der Markt- und Konsumgesellschaft. Ihr darf das Anbieten von Drogen und damit das Feld der Kulturbildung nicht unwidersprochen überlassen werden (vgl. Barsch, 2001) (z.B. Legalisierung von Cannabis aber nicht schrankenlose Kommerzialisierung). Es geht vielmehr um die Förderung und Unterstützung der kreativen, kulturschaffenden Potentiale der DrogenkonsumentInnen selber. Ihre Kompetenz ist Grundlage für die Schaffung einer genussorientierten, risikobewussten und gesellschaftlich integrierten Drogenkultur, deren Funktion auch darin besteht, das Auftreten von problematischen Drogenkonsumformen zu minimieren.

Der aus der beschriebenen Entwicklung resultierende angemessene Umgang mit Drogen ist, so Barsch, eine Voraussetzung für Gesellschaftsfähigkeit, da „...durch Drogenkonsum angestoßene individuelle Verhaltensweisen wie das zeitweise Losbinden vom Alltag, die Orientierung auf die eigene Person, Genuss, Grenzerfahrungen und Lustgewinn...“ eine gesellschaftliche Integration erfahren und somit nicht in Widerspruch zu gemeinschaftlichen Aufgaben und Zielsetzungen treten. Dieser Ansatz stärkt außerdem die Würde von DrogenkonsumentInnen. Ihr integrierter Drogenkonsum wird als Normalität und Ausdruck ihres individuellen Lebensstils angesehen, und nicht per se als verminderte Zurechnungsfähigkeit, Willensschwäche, psychische Krankheit oder Verantwortungslosigkeit interpretiert (vgl. dies., 1997).

4.3.5. Exkurs: Das Fest – Funktion und Bedeutung im gesellschaftlichen Wandel

Dieser ergänzende Beitrag ist eine gekürzte Version des gleichnamigen Kapitels im Buch „Kontrollierter Gebrauch illegalisierter Drogen.“ (Strieder, 2001). Anhand zwei unterschiedlicher Festtheorien soll die Bedeutung von „rauschhafter Entgrenzung“ und ihr Spannungsverhältnis zum Alltag herausgearbeitet werden. Deutlich wird dabei, dass rauschhaftes Erleben nicht immer mit dem Konsum rauschererzeugenden Substanzen in Verbindung sein muss und dass das Herbeiführen solcher Erlebnisformen ein höchst aktiver, gemeinschaftlicher Prozess ist, der auch eine besondere gesellschaftliche Funktion und Bedeutung besitzt. Der Konsum psychoaktiver Substanzen ist nicht Mittelpunkt des Motivs, sondern lediglich ein Aspekt unter vielen, welche die Herbeiführung rauschhafter Bewusstseinszustände bewirken.

Zwei unterschiedliche Festtheorien

In den modernen Festtheorien kommen vor allem zwei unterschiedliche Funktionen des Festes zum Ausdruck: zum einen, das Fest als eine Zustimmung zur Welt und zum anderen das Fest als Widerspruch und Exzess (vgl. Martin, 1973).

Im Fest als Zustimmung zur Welt geht es darum, dass die Welt als Schöpfung gutgeheißen wird. Vor allem die altägyptischen Feste (1500-1300 v. Chr.) hatten diesen Charakter. Das altägyptische Fest ist ein sinnliches Ereignis,

eine „multimediale und ‘multi-sensorische’ Inszenierung von Schönheit, die ihrerseits einen hochkünstlerischen Charakter besitzt“ (Assmann, Jan, in Haug & Warning, 1989). Duftende Blumen, Salben und Öle, geschmückte Umgebung, Musik, Tanz, gute Speisen und Getränke, festliche Kleidung – all das wird aufgeboten, um eine Festfeier zu inszenieren, die über die Intensivierung der Sinnesreize eine „Entalltäglichsung des Lebens“ (ders.) und eine Verschmelzung von Subjekt und Objekt zu erreichen beabsichtigt. Bei solchen Festen wird das Leben zur Kunst:

„Die Stilisierung der Speisen und Getränke, durch erlesene Waren, kostbare Gewürze, sorgfältigste Zubereitung und Darreichung in besonderen Gefäßen, sowie die Stilisierung der Gerüche durch Blumen, Salben, Räucherwerk und duftende Öle bewirkt jene ‘Umschaltung’ der sinnlichen Wahrnehmung von ‘erkennender Distanz’ auf ‘affektive Verschmelzung’, die ein zentrales Merkmal des Festlichen ist. Affektive Verschmelzung [...] können wir uns nämlich im Alltag nicht leisten“ (ders., S.9)

Der Einzelne verschmilzt – so Assmann – jedoch nicht nur „mit der in Duft und Geschmack sich präsentierenden Welt, sondern auch mit der Gruppe, die Teil dieser Welt ist“. Dadurch wird auch die Verbundenheit mit- und Zugehörigkeit zur Gruppe immer wieder neu gefestigt. Andererseits ist ein Fest wie das altägyptische immer ein Balanceakt, da ja auch der „Geschlechtssinn“ affiziert wird. D.h., es sind durchaus auch Veranstaltungen mit erotischer Intensität, die aber keine Orgien sind und daher auch die bestehende Ordnung respektieren.

Das Fest als sinnliches Ereignis ist aber laut Assmann auch „Ausdruck der menschlichen Mehrdimensionalität (Macuse), seiner Fähigkeit, vielleicht sogar Angewiesenheit, zu einem Leben in verschiedenen Welten“. Gerade der Alltag im alten Ägypten war ja auch von Zurückhaltung, Selbstkontrolle und harter Arbeit gekennzeichnet. Das Fest war demnach eine sinnvolle Ergänzung zum Alltag. Die in der Arbeit zu kurz kommenden Erlebniserwartungen finden im Fest mit seiner multidimensionalen Anregung der Sinne vollen Ausdruck und Befriedigung. Assmann kommt daher – bezogen auf das altägyptische Fest – zu folgendem Schluss:

„Das Fest bzw. die Muße ist die intensivste Form der Zeitverwendung, weil sie dem inneren Selbst in der beschränkten Zeit seiner irdischen Existenz zu vollster Entfaltung verhilft. [...] Die beste Ausnutzung der Zeit ist diejenige, bei der der Mensch mit allen Sinnen beteiligt ist, d.h. am intensivsten lebt. Nur die Schönheit, nicht die Arbeit vermag die Sinne des Menschen und damit sein inneres Selbst in seinem ganzen Umfang anzuregen und zur Entfaltung zu bringen“ (S.21)

In der ästhetischen Erfahrung sprechen die Dinge ganz aus sich selbst. Sie haben keinen Zweck im herkömmlichen Sinne, und dennoch besitzen sie so etwas wie eine Sinnstruktur, die unter der sprachlichen Fassbarkeit liegt. Damit werden wir in der ästhetischen Erfahrung auch ein Stück weit vom Funktionsdenken befreit:

„[I]m Schönen der Natur und analog dazu in der Kunst, erfahren wir [...], daß die Welt uns sinnhaft entgegenkommt und diese Begegnung übersteigt die Kapazität theoretischer wie praktischer Vernunft. [...] Plötzlich muß die Wirklichkeit keinen Funktionen mehr unterworfen werden und entläßt uns in eine Art von Spiel, wo wir uns selbst frei genießen“ (ders. S.656)

Andere Autoren betrachten hingegen das Fest als Widerspruch und Exzess. Hier geht es nicht um eine zur Darstellung gebrachte optimale Harmonie, sondern um den „Ausbruch aus jeder als ungenügend und zu eng empfundenen konkreten Welt- und Gesellschaftssituation“ (Martin, 1973). Dieses Merkmal des Festes hebt auch Freud in „Totem und Tabu“ hervor, wenn er schreibt:

„Ein Fest ist ein gestatteter, vielmehr ein gebotener Exzess, ein feierlicher Durchbruch eines Verbots. Nicht weil die Menschen infolge irgendeiner Vorschrift frohgestimmt sind, begehen sie die Ausschreitung, sondern der Exzess liegt im Wesen des Festes; die festliche Stimmung wird durch die Freigebung des sonst verbotenen erzeugt“ (1991, S.194f)

Freud weist hier aber auch darauf hin, dass der zeitlich begrenzte, festliche Ausbruch aus einer Ordnung auch verordnet wird, um die Bereitschaft, sich der Ordnung unterzuordnen, wieder neu zu befestigen. Das Fest ist vielmehr „eine regelhafte Regellosigkeit, ein Gesetz für Gesetzesüberschreitung“ (Küchenhoff, in Haug & Warning, 1989). Vor allem die Narrenfeste aus dem Mittelalter gehören in diese Kategorie. Das Grundsche ma der Narrenfeste war vor allem „Rollentausch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, Erinnerung an das Goldene Zeitalter, Andenken an den ursprünglichen Stand, wo alle gleich waren“ (Martin, 1973). Böhmer beschreibt zum Beispiel ein kirchliches Narrenfest folgendermaßen:

„Die Kleriker erschienen in der Kirche [...] nicht bloß in Tiermasken, sondern auch als Weiber, Zuhälter, Gaukler verkleidet. Anstatt mit Weihrauch räucherten sie mit Blutwurst oder altem Stiefelleder. Statt der Responsorien sangen sie schmutzige Lieder. Statt der Hostien genossen sie am Altar fette Würste. Auch vergnügten sie sich während der kirchlichen Feier mit Würfelspiel und führten zum Ergötzen der Bevölkerung sehr unpassende Reigentänze auf“ (Böhmer, zit. in Martin, 1973, S.19)

Nicht nur Verbote werden im kathartischen Fest gebrochen, auch Ideale werden mit Füßen getreten. Nicht das kulturell Höchste wird verehrt, sondern das kulturell Niedrigste wird genossen. An Stelle von Ordnung tritt Chaos und an Stelle von Identität Identitätsdiffusion. (vergl. Haubl, 1995)

Haubl kommt daher, bezogen auf den mittelalterlichen Karneval, zu folgender psychoanalytischer Deutung des Festes:

„Das Fest setzt dem Standpunkt des herrschenden Realitätsprinzips den Standpunkt des beherrschten Lustprinzips entgegen und lockert, wenn auch nur für ein Interregium, die Zensur. Die Obrigkeit gestattet diesen Perspektivenwechsel; sie ordnet ihn sogar an, weil sie sich durch den kathartischen Effekt letztlich die Sicherung des gesellschaftlichen Status quo verspricht“ (Haubl, 1995, S.128)

Das heißt aber auch, dass die im Fest stattfindende Entgrenzung so weit voranschreiten kann, dass aus dem Spiel Ernst wird. In diesem Fall tritt die dialektische Beziehung von Fest und Alltag voll in Kraft. Die bestehende Ordnung wird dann nicht einfach bestätigt, sondern sie wird vielmehr hinsichtlich ihrer Einschränkungen hinterfragt:

„Gelungene Feste machen den ungelungenen Alltag unerträglich, sie bekräftigen nicht dessen Enge, sondern machen an der Enge leiden. Feste machen die Einschränkungen, Unfreiheiten, Panzerungen, Ritualisierungen des Alltags schmerzlich bewusst. Dieser Schmerz ist es - und nicht ästhetischer Übermut - der darauf drängt, die guten Erfahrungen des Festes in den Alltag zu integrieren, dem ungelungenen Alltag nicht nur festlich, sondern auch alltäglich zu widersprechen“ (Martin, 1973, S.27)

Die Fähigkeit des Festes, den Alltag in Frage zu stellen, verbindet auch die beiden genannten Festtheorien. Denn auch dort, wo das Fest die totale Zustimmung zur Welt und die Vereinigung mit der Sphäre des Göttlichen bedeutet, muss man erst recht sensibel für die Unstimmigkeiten des Alltags werden (vergl. ders.). Martin versucht daher vielmehr, die beiden Festtheorien zu verbinden. Seiner Ansicht nach ist das beiden Gemeinsame „die Erweiterung, die Aufspaltung des Bewußtseins- und Lebensfeldes, also Seins- und Bewußtseinserweiterung, Steigerung des Lebens in jede Richtung“:

„Fest gewährt unverkrampfte Selbstbegegnung, Selbst- und Gruppenidentität [...] Erlebe ich größere Wachheit, intensivere Kommunikation, größere Weite, dann habe ich nicht länger das beunruhigende Gefühl, das zu verpassen, was eigentlich mein Leben sein könnte“ (ders., S.27)

Das Fest zeichnet sich auch durch seinen spielerischen Charakter aus. Es bietet einen kreativen Raum in dem neue Formen der Interaktion und der Symbolisation entstehen können. Darin liegt auch die Fähigkeit des Festes, einen Neubeginn zu schaffen, eine neue Form des Interagierens und der Beziehung zur Welt auch im Alltag zu erproben.

Fest und Alltag

Die im Fest zum Ausdruck gebrachten Lebensformen, können nun in unterschiedlicher Weise mit dem Alltag in Beziehung treten oder auch beziehungslos neben dem Alltag bestehen. Letzteres ist vor allem dann der Fall, wenn im Fest lediglich das bejaht wird, „was im Alltag geschaffen und beabsichtigt wird“ (ders.). Zu diesen Festen zählen vor allem Staatsfeiern, Firmenfeiern oder Feste, die im Zeichen des Konsumierens von hergestellten Waren stehen (wie es gegenwärtig auch immer mehr im Weihnachtsfest zum Ausdruck kommt). Hier gibt es nach Martin keinen „Widerspruch zu den Wertsetzungen der jeweiligen Gesellschaft“.

Eine andere Beziehung zwischen Fest und Alltag manifestiert sich dort, wo das Fest eine Funktion des Alltags ist. Das Fest hat hier – so Martin – vor allem Kompensationscharakter:

„Festlichkeit ersetzt alltäglichen Mangel, erfüllt Bedürfnisse, die man gegenüber dem Alltag nicht stellen darf; im Fest holt man sich das, was einem im Alltag versagt und versagt bleiben wird: Farben und Lebensfülle des Nicht-Alltags bestätigen die Farblosigkeit und Todesnähe des Alltags“ (ders., S.38f)

„Die Weinfässer würden platzen, wenn man ihnen nicht manchmal das Spundloch öffnete, und ihnen Luft machte“ lautet ein Argument der Obrigkeit für die Duldung der Exzesse bei Esels- und Narrenfeste aus dem Jahre 1444 (vergl. ders.). Miller spricht, bezogen auf die gegenwärtige Gesellschaft - von der „Coca-Cola-Philosophie“ (zit. in Martin, 1973), was so viel bedeutet wie:

„[...] eigentlich besteht das Leben aus Arbeit, aber es gibt Pausen, die man mal machen und in denen man etwas Erfrischendes konsumieren soll. Diese Pausen jedoch sind nicht mehr als Unterbrechungen der Arbeit, des Regulären und eigentlich Gesollten. Pausen erfrischen, damit man besser arbeiten kann“ (ders., S.40)

Martin resümiert daher folgendermaßen: Die Feste der heutigen Zeit schaffen vielfach nicht mehr, ...

„[...] als die mittlere Rationalität des Alltags aufzulösen, Lockerungsübungen im Verbund der Unverbundenheit und Zusammenhangslosigkeit. Solche Übungen machen allenfalls die Spannungen des Alltags erträglicher, erzeugen aber keine spielerische und festliche Gegenspannung. [...] Was Station von Berfreierung und Einübung in gelungene Kommunikation und Interaktion sein könnte, verdirbt und wird ein Blödeln mit zwanglos verkrampften Fortsetzungen. [...] Es handelt sich um Lockerungsübungen ohne Fest und neue Festigung, um mehr oder weniger höhere Formen alltäglicher Entspannung ohne neue festliche Spannung, um Entlastung ohne die gute Last neuer Gemeinsamkeit“ (S.57f)

Im Gegensatz dazu erfüllt das gelungene Fest eine ganz andere Funktion. Hier werden auf spielerische Weise Interaktionsformen zur Darstellung gebracht. Die damit verbundene Regression - der Rückschritt ins Infantile - bedeutet damit auch eine ...

„[...] Aufhebung falscher Tabus, Aufhebung von zusätzlicher Unterdrückung, von rational nicht mehr zu verteidigendem Leistungsdruck. [...] Dabei kann die Wunscherfüllung im Infantilen, wenn sie Station bleibt und sich nicht verselbständigt, eine gemeinsame emotionale Basis zwischen Erwachsenen schaffen und sie aus ihrer erwachsenen Isoliertheit, die sich im ideologischen Streit, in der Unfähigkeit zur Kooperation und zur gemeinsamen Aktion zeigt, befreien. [...] Hat man sich möglicher und realistischer kindlich-menschlicher Gemeinsamkeit von Bedürfnissen, Erfahrungen und Ausdrücken versichert, dann sind die erwachsenen Differenzen erträglicher, man setzt sie nicht mehr absolut, fühlt sich und die anderen nicht mehr ausschließlich definiert durch Programme und politische Strategien“ (S.58f)

Sowohl der Rausch, als auch das Fest oder beides zusammen ermöglichen gemeinsame sinnliche Erfahrung und körpernahe Erleben und bekräftigen eben dadurch menschliche Beziehungen auf fundamentaler Ebene. Durch das Hereinholen der in der Regression erlebten Verbundenheit in die Erwachsenenwelt kann auch das Alltagsbewusstsein mit all seinen Zwängen und Regieanweisungen, seiner Tendenz zur Verdinglichung und seiner Tendenz, entfremdete Lebensbedingungen widerspruchslos hinzunehmen, aufgebrochen werden. Ob überhaupt oder inwieweit es möglich ist, durch das Fest die alltägliche Lebenspraxis zu verändern, hängt sicher von den Spielräumen ab, die der Einzelne wahrnimmt und auch faktisch hat. Durch die ökonomischen Zwänge, die mittlerweile fast jeden Lebensbereich dirigieren, sind die Chancen, seine Lebenspraxis in Richtung gelungener Zwischenmenschlichkeit oder Verbundenheit mit der Gemeinschaft zu verändern, stark beschnitten.

4.3.6. Zusammenfassende Betrachtungen und Schlussfolgerungen

Neben einer Definition des Rausches und einer Aufarbeitung seiner historischen, psychosozialen und gesellschaftlichen Einbettung, wurden auch aktuelle wissenschaftliche Untersuchungen und Theorien über den Drogenkonsum skizziert. Das so entstandene Gesamtbild wirft ein neues Licht auf die Phänomene Rausch und Drogenkonsum und damit auch auf die derzeitige pädagogische und politische Praxis im Umgang mit RauschmittelkonsumentInnen.

Hervorzuheben ist, dass nicht nur über Drogen und deren Konsum, sondern über das Bedürfnis nach Rausch, Grenzerfahrung und Ekstase ganz allgemein mehr gesprochen werden sollte. Die beinahe zwanghafte Fixierung

auf den Drogenkonsum in Zusammenhang mit Rausch und Ekstase kann als charakteristisches Merkmal unserer rationalen, leistungs- und konsumorientierten Gesellschaft gedeutet werden. Eine Reflexion diesbezüglich und eine Anregung zum Experimentieren mit nicht-substanzbezogenen Rauschen und Ekstasetechniken macht vor diesem Hintergrund auf jeden Fall Sinn. Zu denken wäre hier beispielsweise an die Förderung einer kreativen Festkultur, intensive Naturerfahrungen (Klettern, Raften ...) Trommeln, Tanzen, Reisen etc. Gemeinsam ist diesen Aktivitäten, dass sie ebenso in der Lage sind, alltags- und ich-transzendierende sowie berauschende Erfahrungen zu ermöglichen. Aufzugeben ist allerdings die Hoffnung, dass solcherlei Angebote eine ausschließliche Alternative zum Drogenkonsum darstellen könnten. Viel eher ist anzunehmen, dass in Zukunft beide Formen gleichberechtigt nebeneinander bestehen werden.

Ein wichtiger Aspekt ist mit Sicherheit, dass sich Erwachsene und Jugendliche gemeinsam erlauben, gesellschaftliche Normen, Strukturen und Entwicklungen kritisch zu reflektieren. Die Thematisierung eigener Wünsche, Ängste, Bedürfnisse und Interessen hat hier genauso Platz wie die kritische Hinterfragung von Genuss- und Rauschnormen, Massenkonsum, Leistungsnormen, Wohlstands-, Prestige- und Statusnormen, bis hin zu einer Auseinandersetzung mit ökologischen, politischen und ökonomischen Fragestellungen. Die Hinterfragung von Drogengebrauch und die Thematisierung von äquivalenter Freizeitgestaltung sollte in diesem Rahmen genauso möglich sein, wie eine Hinterfragung von Drogenabstinenz. Dies verweist auf einen gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsbedarf: Möglichkeiten der Partizipation und Mitgestaltung am gesellschaftlichen Leben für Jugendliche sind zu entwickeln bzw. auszubauen.

LITERATURVERZEICHNIS:

- Arbeitsgruppe Hanf & Fuss** (1994), *Unser gutes Kraut*. Das Porträt der Hanfkultur, Nachtschattenverlag.
- Aspel, R.** (Hg. u.a.) (1995), *Ethnopsychoanalyse*. Arbeit, Alltag, Feste, Brandes & Aspel: Frankfurt.
- Autorenkollektiv techno-netzwerk berlin** (2000), *Drug-Checking-Konzept für die Bundesrepublik Deutschland*, erarbeitet für das Bundesministerium für Gesundheit.
- Balint, M.** (1960): *Angstlust und Regression*. Stuttgart. Klett-Cotta
- Barsch, Gundula** (1998), Kritik und Alternativen zu aktuellen Präventionsmodellen, , Pro Jugend – mit Drogen? – „Mein Glück gehört mir!“, BOA e.V. (Hrsg): Solothurn, S. 28-41
- Barsch, Gundula** (2000), Risikoprävention oder Drogenmündigkeit oder beides?, in: akzept e.V. & INDRO e.V. (Hg.), *Gesellschaft mit Drogen - Akzeptanz im Wandel. Dokumentationsband zum 6. internationalen Drogenkongress 5.-7. Oktober 2000 in Berlin*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierenden Drogenarbeit; Band 31, VWB-Verlag: Berlin
- Barsch, Gundula** (2001), *Cannabisprävention sinnlos? Das Konzept der „Drogenmündigkeit“*, unveröffentlichter Vortrag anlässlich der Fachtagung „Cannabis“ in Bregenz.
- Becker, Howard** (1973), *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*, Fischer Verlag: F.a.M.
- Berger, Peter & Luckmann, Thomas** (1969), *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt.
- Blätter, A** (1995), Die Funktion des Drogengebrauchs und ihre kulturspezifische Nutzung, in: *Curare*, 2/1995, S279-291.
- Cohen, Stanley & Taylor, Laurie** (1980), *Ausbruchsversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt*, Suhrkamp: F.a.M.
- Cousto, Hans** (1998), *Drogeninduzierte und andere außergewöhnliche Bewusstseinszustände. Ein Bericht über Sucht, Sehnsucht, Transzendenz, Ich-Erfahrungen und außergewöhnliche Bewusstseinszustände*, Nachtschatten: Solothurn
- Dittrich, Adolf** (1985), *Ätiologie - unabhängige Strukturen veränderter Wachbewußtseinszustände. Ergebnisse empirische Untersuchungen über Halluzinogene I. und II. Ordnung, sensorische Deprivation, hypnagoge Zustände, hypnotische Verfahren sowie Reizüberflutung*, Stuttgart.
- Duerr, Hans Peter** (1978), *Traumzeit*, Frankfurt am Main
- Elias, Norbert** (1976), *Über den Prozeß der Zivilisation*, 2 Bände, Suhrkamp: Frankfurt.
- Fahrenkrug, H** (1998) Risikokompetenz – eine neue Leitlinie für den Umgang mit „riskanten Rauschen“, in *Suchtmagazin* 3, S. 23-27
- Franzkowiak, Peter** (1998) Risikokompetenz und „Regeln für Rausche“: Was kann die Suchtprävention von den akzeptierenden Drogenarbeitern lernen?, in: *Akzeptanz. Zeitschrift für akzeptierende Drogenarbeit und humane Drogenpolitik*, Nr.2.
- Freud, Sigmund** (1991), *Totem und Tabu*, Fischer Taschenbuch: F.a.M.

- Goodman, Felicitas** (1992), *Trance, der uralte Weg zum religiösen Erleben*, Gütersloher Taschenbücher: Gütersloh.
- Haubl, Rolf** (1995), Kein Fest ohne Narren. Zur Dialektik von Entgrenzung und Begrenzung, in: Brandes & Aspel, *Ethnopschoanalyse: Arbeit, Alltag, Feste*, Brandes und Aspel Verlag: F.a.M.
- Haug, W. & Warning, R.** (Hg) (1989), *Das Fest*, Fink: München.
- Haves, W. & Schneider, W.** (1992), Kontrollierter Gebrauch illegaler Drogen. Forschungsstand und Konsequenzen, in: *Wiener Zeitschrift für Suchtforschung*, Jg.15, Nr.1.
- Hermle, L., Gouzoulis, E., Kovar, K.A., Borchard, D.** (1994), Zur Bedeutung der historischen und aktuellen Halluzinogenforschung in der Psychiatrie am Beispiel Arylalkanamin-induzierter Wirkungen bei gesunden Probanden, in: Dittrich, A., Hoffmann, A., Leuner, H., *Welten des Bewußtseins*, Band III, VWB-Verlag: Berlin
- Hurrelmann, K.; Bründel, H.** (1997) *Drogengebrauch - Drogenmissbrauch. Eine Gradwanderung zwischen Genuss und Abhängigkeit*. Primus Verlag: Darmstadt.
- Josuttis, Manfred** (1987), Die Religiösen Dimensionen von Rausch und Ekstase, in: Scheiblich, Wolfgang (Hg), *Rausch - Ekstase - Kreativität. Dimensionen der Sucht*, Lambertus Verlag: Freiburg.
- Jünger, Ernst** (1970), *Annäherungen. Drogen und Rausch*, Ernst Klett Verlag: Stuttgart.
- Kappeler, Manfred, Barsch, Gundula, Gaffon, Katrin** (1999), *Jugendliche und Drogen*, Leske u. B. Verlag.
- Keckeisen, W.** (1974), *Die gesellschaftliche Definition abweichenden Verhaltens*. Juventa: München.
- Legnaro, Aldo** (1980), Drogenkonsum und Wertstrukturen - Aspekte der kulturellen Integration illegaler Drogen, in: Kutsch & Wiswede (Hg), *Einstieg - Abhängigkeit - Sucht. Soziale Probleme der Gegenwart*, Verlag Anton Hain Meisenheim: Königstein.
- Legnaro, Aldo** (2000), *Rausch – Grenzland des Bewusstseins, Zentrum der Unterhaltung*, unveröffentlichter Vortrag anlässlich eines Symposiums mit dem Titel „Rausch – Eine Reise an die Grenzen des Bewusstseins“, veranstaltet von Akzente Salzburg und dem Verein Vital u.a., Innsbruck-Salzburg-Steyr.
- Leuner, H.** (1981), *Halluzinogene. Psychische Grenzzustände in Forschung und Psychotherapie*, Hans Huber: Bern, Stuttgart, Wien.
- Linde, Francois van der** (2001), unveröffentlichter Vortrag über die Schweizer Drogenpolitik anlässlich der Fachtagung „Cannabis“ in Bregenz.
- Loch, Wolfgang** (1963), Regression, in: *Psyche*, 17, S 516-545.
- Lorenzer, Alfred** (1981), *Das Konzil der Buchhalter. Die Zerstörung der Sinnlichkeit. Eine Religionskritik*, Fischer Taschenbuch: F.a.M.
- Martin, G. M.** (1973), *Fest und Alltag, Bausteine zu einer Theorie des Festes*, Ulmer: Stuttgart.
- Meudt, Volker** (1980), Drogenpolitik in der Bundesrepublik, in: Kutsch & Wiswede (Hg), *Einstieg - Abhängigkeit - Sucht. Soziale Probleme der Gegenwart*, Verlag Anton Hain Meisenheim: Königstein.
- Michels, Ingo Ilja**, (1996), Ein drogenpolitisches Nachwort, in: Wissenschaftlicher Beirat des Bundesverbandes für akzeptierende Drogenarbeit, akzept e.V. in Zusammenarbeit mit dem Bremer Institut für Drogenforschung (BISDRO) (Hrsg.), *Wider besseres Wissen: die Scheinheiligkeit der Drogenpolitik*, Bremen S. 219-224
- Parow, E.; Hegi, F.; Niemeyer, H. H.; Strömer, R.** (1976), *Über die Schwierigkeit, erwachsen zu werden. Rauschmittel und Adoleszenzkrise. Eine empirische Untersuchung auf der Grundlage einer dialektischen Interaktionstheorie*, Syndikat: F.a.M.
- Quensel, S** (1991), Aufklärung und Prävention, in: Ludwig, R. & Neumeyer, J. (Hg.), *Neue Wege in der Drogenpolitik*, Marburg
- Rätsch, Christian (1998), Enzyklopädie der psychoaktiven Pflanzen, AT Verlag: Aarau/Schweiz.
- Reuband, Karl-Heinz** (1994), *Determinanten des Drogengebrauchs. Eine sozialwissenschaftliche Analyse des Gebrauchs weicher Drogen in der Bundesrepublik Deutschland*, Westdeutscher Verlag: Opladen.
- Rost, Wolf-Detlef** (1987), *Psychoanalyse des Alkoholismus. Theorie, Diagnostik, Behandlung*, Ernst Klett Verlag: Stuttgart.
- Scheiblich, Wolfgang** (Hg) (1987), *Rausch - Ekstase - Kreativität. Dimensionen der Sucht*, Lambertus Verlag: Freiburg.
- Schmidbauer, Wolfgang** (1989), *Handbuch der Rauschdrogen*, Fischer: F.a. M.
- Schneider, W.** (1993), Warten auf Godot. Zur Notwendigkeit der Entkriminalisierung des Drogengebrauchs als Politik der Schadensbegrenzung, in: *Paed extra*, 21 (7-8), S. 62-67.
- Schneider, W. & Weber, G.** (1993), *Kontrollierter Gebrauch illegaler Drogen. Selbstheilung und therapiegestützter Ausstieg*, In: *Wiener Zeitschrift für Suchtforschung*, Jg. 16., Nr. 2/3.
- Schneider, W.** (1995), *Risiko Cannabis? Bedingungen und Auswirkungen eines kontrollierten, sozialintegrierten Gebrauchs von Haschisch und Marihuana*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 5, VWB-Verlag: Berlin.
- Schneider, W. & Weber, G.** (1997), *Herauswachsen aus der Sucht illegaler Drogen, Selbstausstieg, kontrollierter*

- Gebrauch und therapiegestützter Ausstieg*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 14, VWB-Verlag: Berlin.
- Schneider, W.** (2000), *Drogenmythen, Zur sozialen Konstruktion von „Drogenbildern“ in Drogenhilfe, Drogenforschung und Drogenpolitik*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 23, VWB-Verlag: Berlin.
- Schneider, W., Buschkamp, R. & Follmann A.** (2000), *Cannabis – eine Pflanze mit vielen Facetten*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 24, VWB-Verlag: Berlin.
- Springer, Alfred** (1993), Reflexionen zur Anthropologie und Kulturgeschichte der psychoaktiven Stoffe, in: Brosch, Renate & Juhnke Günter, *Sucht in Österreich. Ein Leitfaden für Betroffene, Angehörige, Betreuer*, Orac: Wien.
- Strieder, Christoph** (2001), *Kontrollierter Gebrauch illegalisierter Drogen. Funktion und Bedeutung des Gebrauchs illegalisierter Drogen im gesellschaftlichen Kontext*, Studien zur qualitativen Drogenforschung und akzeptierender Drogenarbeit, Band 32, VWB-Verlag: Berlin.
- Völger, Gisela & Welck, Karin von (Hg)** (1982), *Rausch und Realität. Drogen im Kulturvergleich*, 3 Bände, Rowohlt: Reinbek.
- Watts, Alan W.** (1972), *Kosmologie der Freude*, Melzer Verlag: Darmstadt.
- Weber, Elisabeth** (1987), *Die Berichterstattung über Drogen und Drogenkonsumenten in der Presse. Eine Inhaltsanalytische Untersuchung in zwei Wiener Tageszeitungen*, unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Wien, Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaften.
- Wegener, B.** (1991), Historisch betrachtet - Der Rausch, In: *Suchtreport*, 1, S. 4-11.
- Zinberg, N.E.** (1983), Soziale Kontrollmechanismen und soziales Lernen im Umfeld des Rauschmittelkonsums. In: Lettieri D.I. & Welz, R (Hg), *Drogenabhängigkeit. Ursachen und Verlaufsformen*, Beltz: Weinheim.